Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtzigster Band.

Ehen werden im Himmel geschlossen. Vierter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke

geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtzigster Band.

Ehen werden im Himmel geschlossen. Vierter Band.

Hannover, 1844.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Noch herrschte Ruhe und Stille in der belebten Krone, als Nicodem aufstand nach einer schlummerlosen Nacht voll wacher Träume, in denen der Geist jener Schriftzüge sich leise mit dem Bilde seiner Gedanken verwebte. Es spannen sich Ideen voll Lebensstoff in ihm aus, die ihm nie zuvor so deutlich gewesen waren. Er war wie berauscht und etwas wüst um seine Stirn. Der lodernde Schein, den das Morgenroth in sein Zimmer, auf seine Gestalt warf, verschwand im klaren Lichte; aber sein Inneres flammte noch. Das Heft fiel ihm in die Augen; die kleinen, schwarzen Buchstaben waren wie in Gold gefaßt. Diese Blätter lagen wirklich da und die Wahrheit ihres Inhaltes ließ sich nicht wegläugnen.

Nicodem heftete sein Auge fest darauf und sprach zu sich selbst: „Sogar die Handschrift spricht für einen gewissen Charakter und unterscheidet sich bemerklich von der kritzelnden Ziersamkeit gewöhnlicher Damenhände. Ich wünschte, meine künftige Frau schriebe so. Jeder kleine Brief von ihr wäre mir ein sicherndes Document, jeder Blick in ihr Wirthschaftsbuch bewiese mir, daß ich mehr, daß ich Besseres, als eine gute Wirthin, an ihr hätte. Wie glücklich würde mich ein Weib von dieser Denkart machen! Ich will keine Magd für das Hauswesen, keine Leibdienerin, keine Sclavin meiner Wünsche. Nein! ein gleichgesinntes Wesen, frei im edelsten

Sinne, eine Freundin für mein Herz. Doch wie" — flüsterte die Sinnlichkeit — „wenn diese schöne Seele vielleicht ein häßliches Aeußere hätte?" und das liebreizende Bild des herrnhutischen Malers stand mit stillem Lächeln urplötzlich vor der seinen; im Zauber der Phantasie ward die todte Leinewand lebendig, und jeder Zug beseelte sich wundersam. Dabei blickte das holde Mädchengesicht so neidlos, wie ein Engel, und ganz sich selbst genug; der geistreichen Schwester unbewußt, die von jenem Blatte den Sinne des Finders so beredt ansprach. Es fiel ihm ein, daß er auch jenes Original zu suchen hätte. Der Garten drüben, der französische Alte, um deswillen er noch hier und so zeitig auf war: was Nicodem dachte und empfand, war wie in geheimnißvoller Verknüpfung, die er nicht zu lösen wußte. Er selbst war sich ein Räthsel geworden.

Er eilte drangselig hinab, sein Frühstück zu fordern, auf daß er Herrn Dillon nicht verpasse. Die regsame Wirthin verwunderte sich, daß dieser Gast, der ihr vornehm schien, schon wach und sein eigener Diener sei. — Die Frau des Wirthshauses wendete sich rasch, für seinen Wunsch zu sorgen, da bat er sie, ihm zuvörderst zu sagen, ob kürzlich eine Wallfahrt hier gewesen. Nicodem bat mit so dringendem Ton, als ob sein Seelenheil davon abhinge.

Die Wirthin sah ihn betroffen an. „Eine Wallfahrt? Daß ich nicht wüßte! Wir haben fast gar keine Katholiken in hiesiger Gegend."

„Noch eine Frage" — sagte Nicodem schon außer Fassung. „Geschah in der letzten Zeit ein Todesfall hier, der Aufsehen erregte? Ein Mann vielleicht, der aus Eifersucht starb?"

Die Wirthin starrte ihn bedenklich an. Ein Frösteln,

was der Frühluft nicht angehörte, überschlich die starken Nerven dieser rüstigen Frau. Sie faßte sich jedoch und sprach: „Nein, das würde ich wissen. Gestorben ist hier noch Niemand an Eifersucht. Auch wäre dies Uebel nicht am rechten Orte. Wo die Husaren stehen, dürfen die Männer sich auf so was nicht einlassen, sonst müßte der Kirchhof in Zeiten erweitert werden."

Nicodem schämte sich seiner Unbesonnenheit und dieser Antwort, und die Wirthin dachte, indem sie ihn verließ: „Nun, mit dem ist's auch nicht recht richtig im Kopfe. — Wie Schade!" Nicodem aber dachte: „Also aus der Fremde!" Die Erde, die er so oft klein genannt, schien ihm nunmehr groß und weit, und der Gang seiner Wünsche ein Kreuzweg.

Es giebt keine geradere Richtung, als die Freundschaft; — die Liebe aber führt nicht selten durch Labyrinthe an das Ziel.

Nicodem hatte sich unter die Bäume vor dem Wirthshause postirt. Im Strahle der Morgensonne blitzte die Krone über seinem Haupte. Drüben rauschte das grüne Gartenmeer, und die Wipfel wogten in einander. Ein schwaches Knistern im Sande — jetzt kam der Franzose, kam allein — nur das Hündlein von gestern wedelte weit vor ihm her und scharrte an der nämlichen Schwelle, als wäre da etwas aufzuspüren.

„Hm! das ist selten, daß Herr Dillon einmal allein kommt," sagte die Wirthin, die in demselben Augenblicke in die Thür trat; „er sieht ganz bekümmert aus, das ist eine noch größere Seltenheit."

Nicodem ging nach schicklichem Warten hinüber und fand die innere Gartenthür verschlossen. Er schwang sich behende

über das Lattenwerk und stand am Ende der einsamen Brunnenallee des Franzosen vor ihm.

Der alte Dillon trat erstaunt zurück; es war etwas Ungewöhnliches, Jemand hier zu sehen, in diesem stillen Zwinger, worin er bevorrechtet war.

„Wie kommen Sie hierher, mein Herr?“ fragte er mit höflichem Gruß; doch die Frage lautete kaum befremdet, geschweige verantwortlich. Dabei weilte das tiefliegende Auge mit sichtlichem Vergnügen auf diesem wohlgekleideten, jungen Manne, und um seinen eingefallenen Mund schwebte ein geselliges Lächeln.

„Ich überspringe alle Formen,“ erwiederte Nicodem, „um ein paar Fragen anzubringen, die Sie mir erlauben wollen. Sollten Sie vielleicht gestern etwas verloren haben?“

Der Alte stutzte nicht oder sann, tastete auch nicht an seine Taschen; noch weniger fragte er unbescheiden, was gefunden worden sei; sondern sagte ruhig: „Ja, mein Herr, eine kleine, goldene Schnalle, die ich dicht am Thore wiederfand. Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Güte. Denen, die, so wie ich, ungeheure Verluste erlitten, fordert der Zufall keine Kleinigkeiten mehr ab, die er nicht erstattete.“

Nicodem fühlte mit leisem Dank, wie discret der Franzose die Frage nähme. Er drückte sein Heft tiefer in die Brusttasche und hätte gemeint, daß die Zartheit dieses Besitzes verlieren werde, wenn er ihn einem fremden Blicke preis gäbe. „Dann möchte ich mich erkundigen,“ sagte Nicodem, „verzeihen Sie doch nur, Herr Dillon, ob Ihnen ein junger Maler, Namens Thevigny, ich könnte ihn einen meiner Freunde nennen — hieselbst bekannt geworden?“

„Nein,“ antwortete Jener, „ich kenne Niemand, der die-

sen Namen führt; habe wenig näheren Umgang und stets die Künstler nur aus der Ferne verehrt. Man findet selten zuverlässige Freunde unter ihnen. Die Kunst ist ihre Welt und ihre Freundin, ihre eifersüchtige Freundin. Da ist nicht gut mit umgehen. Wie aber, wenn ich fragen darf, kommen Sie, mein Herr, zur Kenntniß meiner unbedeutenden Person? Ich wandle hier so einsam, so selbstverbannt, hinter doppelten Gittern, die an St. Helena erinnern." Die Ausdrucksweise des Franzosen war nicht ganz ohne den Stolz der Resignation und sein Deutsch, obgleich geläufig, dennoch eine fremde Sprache im Accent. Auch schien er etwas schwer zu hören. Hier und da mochte eine Sylbe ihm verloren gehen. Nicodem gerieth in einige Verwirrung. Er sagte, wie vor einiger Zeit in einem Orte der Brüdergemeinde er ein Gemälde gesehen, worin dieser Garten und die Persönlichkeit des Herrn Dillon und — sogar dieser kleine, silberne Becher mit täuschender Aehnlichkeit aufgenommen wären. Des schönen Mädchens zu erwähnen, vermochte er nicht. Nur einen leisen Seufzer konnte er heben, da er es wollte. Das köstlichste Bild der Seele eines sittlichen Mannes ist am schwersten verhüllt. Dillon schüttelte ungläubig den Kopf, zugleich lächelte er wohlwollend. Es ist ein verjüngendes Gefühl, womit auch die ältesten Leute sich aufgefaßt wissen.

„Wahrscheinlich," sagte er freundlich, „eine jener seltsamen Täuschungen, von denen mein Vater behauptete, daß sie eine frühere Existenz erweisen. Die Sympathie sei am Ende nur das Fünkchen einer uralten Liebe, was vergangene Scenen beleuchtet."

„Oder ein Strahl der Sonne, die über künftigen aufgeht," wendete Nicodem mit Wärme ein. —

Der Alte sah ihn betroffen an und sprach: „Sie sind

doch wohl nicht auch ein Maler? Dann hätte ich um Entschuldigung zu bitten! Oder ein Dichter?"

„Keines von Beiden," antwortete Nicodem; „ich bin im Dienst der Themis und heiße von Wahl."

„Duval!" rief Dillon, der falsch verstanden hatte; „auch eine theure Reminiscenz" — Nicodem ließ ihn dabei. Jener bat ihn, ein Stündchen zu verweilen, wenn seine Zeit es erlaube. Er bot ihm eine Cigarre an. „Auch ein Fünkchen," sagte er mit einem in Freude aufglimmenden Blicke, „denn es ist wohl nicht von Ungefähr, daß mein letzter Gang hier durch liebe Gesellschaft erheitert werde; ich habe deren lange entbehrt und kam heute traurig hierher."

„Ihr letzter Gang? Wie das?" fragte Nicodem, sich wundernd. „Ich glaubte, Herr Dillon, Sie wären hier einheimisch?"

„Das war ich auch, allerdings, das bin ich noch," versicherte Dillon heftig; „aber ich bin nicht allein. Mein Gefährte ist krank, ist ein verlorener Mann. Er drängt hinweg, um zu den Füßen seines Vaters zu sterben. Die Menschlichkeit gebietet mir, ihm zu willfahren. So muß ich fort, ich mag nun wollen oder nicht."

„Wie aber kommen Sie dazu, einem fremden Willen so unbedingt Folge leisten zu müssen?" fragte Nicodem und setzte, sich schnell besinnend, hinzu: „Verzeihen Sie, wenn diese Frage zu dreist wäre; sie sei Ihnen nur ein Beweis meiner Achtung, wie von meinem eigensten Interesse an der Freiheit eines Anderen."

„Ah, Sie sind mein Mann!" sagte der alte Franzose und drückte ihm innig die Hand. „Ihre Frage aber führt mich weit zurück und ich fange von meiner Jugend an. Doch sein Sie deshalb nicht bange! Ich sage Ihnen, es

geht äußerst rasch mit dem Leben; ich werde so kurz sein, als möglich. Mein Vater war ein gelehrter und reicher Mann, ich sein einziger Sohn. Die Söhne der Weisen aber wollen klüger sein, als ihre Väter, und die Kinder der Reichen noch unabhängiger, als ihre Eltern. Mein Vater verwaltete ein Civilamt, und da er lange Zeit vorher die Unruhen voraussah, war er doch mir und Andern ein Prophet. So hatte er sich in Zeiten zurückgezogen auf ein Besitzthum in der Niederprovence, wo er wie ein Philosoph lebte. Ich schwärmte wild umher und schwelgte mitten im Genusse der köstlichen Natur unserer Weinberge. Keiner Mutter ängstliche Zärtlichkeit verbitterte mir jemals einen schönen Tag. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Seitdem hatte mein Vater kaum jemals wieder gelächelt, und — nunmehr sehe ich es ein, die Traurigen sind keine Erzieher. Ich schwärmte für die Freiheit, sie allein war meine Göttin. Mein Vater mochte die gefährliche Richtung dieser Ideen einsehen; er wünschte sehnlichst, mich an ein liebenswürdiges Mädchen zu verheirathen, das eine stille Neigung für mich Unwürdigen hatte. Der Gedanke, daß eine Schwiegertochter in unser einsames Haus käme, daß Enkel um ihn spielten — war für meinen Vater unbeschreiblich süß. Doch vergebens war sein Zureden, ich widerstrebte diesem väterlichen Wunsche. Noch höre ich es, wie wenn er sagte: Du lebst nur halb, Henri, und ein halbes Leben dauert um so länger. Bringe Dein Herz in Sicherheit, Deinen besten Schatz. Du wirst einst darben müssen, wenn Du nicht Rath annimmst. Mein ganzes Vermögen hast Du nicht gewiß, und ich möchte doch gern, daß mein einziger Sohn ein glücklicher Mensch würde. Dann antwortete ich ihm in meinem Leichtsinn: Das bin ich ja, Vater, und

will es nur bleiben. Beschränkung könnte ich nicht ertragen. Was ist es denn nun mehr? Ich werde keine schöne Frau küssen, die Andere tausendmal schöner finden; ein sehr erträgliches Unglück. Ich werde keine Kinder und eben deßhalb keine Sorgen haben. Nur wer frei ist, kann gut und edel sein. Ich fühle, wie ein eheliches Verhältniß, was mich aufreizte, wie Launen und Eifersüchteleien, mich dahin bringen könnte, daß ich ein Unmensch würde — laß mich, Vater. Einst sagte er bekümmert: Nun, so schweige ich denn; aber Du wirst es einst sehen. Diese Worte... Während die Gräuel der Revolution ihren Anfang nahmen, hatte ich einen jungen Schweizer von edler Herkunft kennen gelernt und eine innige Freundschaft mit ihm geschlossen. Er war verlobt, die Briefe der Seinen riefen ihn ängstlich zurück; doch konnten wir uns nur schwer trennen. Mein Freund verließ mich in trüber Ahnung; ich aber sah nur eine glorreiche Zukunft, weil ich verblendet war von republicanischem Stolz. Ich mußte versprechen, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen; wir knüpften unsern Bund für ewig. Wenn Du gefangen wirst, ich befreie Dich! verhieß er im tollkühnen Muthe der Jugend; nur gieb mir ein Zeichen Deines Lebens! bat ich. Auch ein Zeichen meines Todes erhältst Du von mir! sagte er mit schauerlicher Gewißheit. Es war sein letztes Wort."

„Bald darauf starb mein Vater. Mit ihm war mein Schutzgeist verschieden. Mehre Jahre hindurch schwebte ich in fortwährender Gefahr. Todesverachtung, ein Ekel am Leben füllte meine Seele, mein Herz war krank vom stärksten Abscheu. Die Freiheit, meine göttliche Idee, war eine scheußliche Furie geworden, und es war ein sanftes Schicksal, wen ihre Geißel nur vertrieb vom Herde der Revolu-

tion, wo das rauchende Blut — lassen Sie mich davon schweigen, Herr Duval!“ Der Greis bedeckte in schamhaftem Schmerze das benetzte Auge.

Nicodem schwieg. Das überwundene Unglück flößt eine Achtung ein, welche keinen Ausdruck der Theilnahme zuläßt.

„Es würde zu weitläufig sein,“ fuhr der alte Dillon fort, „wollte ich Ihnen erzählen, auf welche Weise der Würgengel an mir vorüberging. Durch eine seltsame Verwechslung war ich verschont geblieben; geschwind hingerafft zu werden, wäre für mich Wohlthat gewesen. Ach! wie oft habe ich in jenen bängsten Tagen meines Lebens der Sentenz gedacht: Zu sterben, das ist nicht das schlimmste Loos; den Tod begehren und nicht finden ist's. So war ich mit einem Transport Gefangener in einem zerstörten Kloster in der Nähe von Tarascon aufgehoben worden. Ich saß in einer kleinen, dunstigen Zelle und kränkelte beständig. Ungern sah ich ein Dasein gefristet, dessen ich vollkommen überdrüssig war. Das schleichende Zehrfieber, was meine Kräfte mitnahm, ging mir zu langsam; ich sehnte mich zu sterben, und hoffte von jedem Morgen, er werde mich erlösen. In einer Nacht empfand ich ein Weh, wie noch nie. Ich gedachte der Segnungen meines Vaters, all meines Glückes, mancher verscherzten Stunde — und wenn ich mein Angesicht, in Thränen gebadet, an den Busen eines Freundes schmiegen könnte. Ja, mein Herr, ich weinte heiß in hoffnungsloser Sehnsucht und lehnte meinen Kopf, der fieberisch brannte, an die feuchte Mauer. Auch daran dachte ich, wie mein Freund versprochen, mich zu befreien, und daß seit unserm Abschied mir keine Nachricht, keine! von ihm geworden war. Beinahe fünf Jahre waren seitdem

verflossen, bitter genug. Aus dem dumpfen Traum von tausend Möglichkeiten weckt mich ein leises Geräusch an der Thür. Meine Pulse stockten — doch Todtenstille bleibt um mich her, nur ein Lüftchen weht mich an, wie wenn Jemand sanft Athem holt und als ob ein Seufzer an mir vorüber schwände. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn, ich tappe an den Eingang, strecke den Arm aus, die schwere Thür weicht meinem tastenden Finger und bebt in der Angel. Gott! kein Schlüssel hatte geklirrt. Unaufgehalten eilte ich unter Schauern einen Bogengang entlang, an dessen Ende ein Fenster offen stand. Im düstern Schein des Mondes sah ich, daß sich etwas davor bewegte. Als ich näher kam, war es das Werk einer zersprungenen Bombe, auch das Gesims war tief ausgebrochen; finstere Bäume wankten im Winde, der Himmel war bewölkt. Ich versichere Sie, daß ich in jenem entscheidenden Momente nichts dachte, weder einen Entschluß, noch eine Gefahr; ich folgte nur dem Instinct der Befreiung. Von Ast zu Ast schwang ich mich und that zuletzt noch einen schweren Fall. Aber ich war frei, und ein guter Geist schien meine Flucht zu schützen. Eine kleine Winzerfamilie rettete mich. Jene treue Hütte — möge der Segen des Allgütigen auf ihr geruht haben! — beherbergte mich lange, da ich allzuschwach und krank war, meine weite Reise anzutreten. Als man mich endlich entließ, geschah es nicht ohne einen tüchtigen Rebenstock zum Wanderstabe, ein leinenes Säcklein voll Mundvorrath — ich dachte an die reichen Kornspeicher meines Vaters und wie vielen Armen er Brod gegeben; — aber ich ermüde Sie, Herr Duval!"

„Keineswegés!" sagte Nicodem. „Ich bitte, fahren sie fort, wir sind noch nicht bei Ihrem Gefährten." —

Sie standen bei der Flasche, deren schlanker Hals aus

dem thauigen Grase ragte. Dillon schenkte ein, der klare Brunnen perlte in den Becher, und mit verlangendem Blick hing Nicodem an des Greises Lippen. Dieser kam nun gestärkt wieder in den Zug seiner Erzählung und sprach: „Es war zur Zeit der Traubenreife, als ich jenseits der Alpen in ein kleines reizendes Thal einbog. Die Lage eines Landhauses entzückte mich, was zwischen Geländen von Wein hell in der Abendsonne flirrte, wie an die dunkle Bergwand gemalt; aber es lag hoch, und gebückt klomm ich empor. Jetzt sah ich auf. Ein lieblicher Knabe saß am Vorsprung dieses schweizerischen Schlößleins und spielte mit einer kleinen Heerde von Holz, woraus man auch in Tyrol so zierlich Kühe, Schafe, Ziegen und dergleichen schnitzt. Auch dies Bild war eine Augenweide! Die Luft tändelte mit den braunen Locken des Knaben und mit den blauen Bändern auf seinem geflochtenen Hütchen. Nun aber schleuderte ein jäher Windstoß den kleinen Gemsbock mir entgegen, den er verwegen gestellt hatte; das Kind schrie — und als ich den Fang aufrecht hielt, begrüßte mich ein Freudenruf. Der Knabe reichte mir ein kleines, angebrochenes Weißbrod mit vollen Händchen dar und rief: Nimm, armer Mann! iß, und bleibe da! — Ein Blick in die schwarzen Augen des Kindes, seine kleine Gutthat — eine ergreifende Rührung überwältigte mich. In diesem Augenblicke rief eine weibliche Stimme: Henri! Henri! wo bist Du? Ein dunkler Schatten erschien und verschwand am Fenster, was von Reben übersponnen war. Ach mein Herr! was soll's der Worte viel? es war das Kind, die Wittwe meines Freundes, und mein Freund war todt!“ Dillon schwieg lange. Beide Männer gingen eine Weile stumm neben einander her, nur ihre Schritte rauschten leise im Sande. So still schreitet die

Zeit und läßt uns nur an Geschehenes denken, an das Gewordene, was todt ist. —

„Wenn ich Ihnen nun sage," nahm der Franzose mit einem tiefen Seufzer das Wort wieder auf, „daß, aller Berechnung nach, mein Freund in jener Nacht gestorben, in welcher ich mich befreit fand, so werden Sie glauben, ich erzähle Ihnen eine Fabel."

„Nein," unterbrach ihn Nicodem, „dann dächte ich mit Hamlet: Es giebt noch manche Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Philosophie sich nichts träumen läßt. Ich habe kein Recht, daran zu zweifeln."

Dillon sprach hierauf: „Mir war es ein heiliger Gedanke! ich erkannte es als eine Führung unsichtbarer Mächte, daß ich hierher gekommen war, hierher, auf daß ich meines Freundes Kind erzöge. Die Mutter nahm mich wohlwollend auf, es gereichte ihr zum Trost, daß ich mich des Knaben annähme. So blieb ich denn. Es war eine wackere Frau, wenn auch voll tausend kleiner, bitterer Eigenheiten, die, wie ich meinen Freund gekannt, ihn wohl schwerlich glücklich machen konnten. Ich ertrug ihre Launen gelassen, aus Liebe zu ihrem Sohne. Der Knabe war meine Welt, mein Liebstes auf Erden! ich wäre ein Sclave geworden seinetwillen! Was sage ich? ich war es, denn ich zitterte vor den kleinen Tyranneien dieser Frau, der es einst einfallen könnte, daß ich kein Recht an Henri hätte, als was ihre Güte mir gab. Und dennoch trug ich diese Kette nicht ohne eine geheime eitle Freude daran, ich, dem frei zu sein, das Höchste gewesen, der sich eben deshalb dem Wunsche des besten Vaters geweigert hatte. Oh, wie oft dachte ich an ihn!"

„Auch hier,“ unterbrach ihn Nicodem, „fällt mir ein Gleichniß von Jean Paul ein, nämlich: Es ist ein großer Unterschied, ob man ein Stückchen Bastille im Ring an der Hand trägt, oder ob man mit den Händen in den Ringen der Bastille selber sitzt.“

Dem alten Dillon funkelten die Augen bei diesen Worten: „Sagt dies Jean Paul? oh charmant! ja, ein großer Unterschied, und dennoch — fand ich mich beschränkt. Der Eigensinn einer Frau ist die schlimmste Mauer, und meines Freundes Wittwe hatte ein Köpfchen, hart wie Granit! —

Daß Henri mit aller Gewalt Soldat werden wollte, dies brach ihr Herz in Voraus. Ein seltsames Geschick — es wäre nicht schicklich, Sie damit aufzuhalten, Herr Duval! — brachte ihn in fremde Dienste. Seine Mutter war aus Angst so hinfällig geworden, daß ich sie unmöglich verlassen konnte. Mit Fug und Recht glaube ich annehmen zu dürfen, daß ein Testament von ihr unterschlagen worden sei; denn daß sie redlich gegen mich gedacht, diese Ueberzeugung war meine ganze Erbschaft. Ein neidischer Verwandter, dem ich längst zuwider gewesen, wies mir höflich meinen Weg. Meine Barschaft war gering, ehrliche Freundschaft macht nicht reich. Ich wendete mich nach Deutschland und fristete kümmerlich mein Leben als Sprachmeister bald hier bald dort. Jede Spur von meinem Zögling war in den Feldzügen des Krieges verschwunden, und nur daß ich erfahren könnte, wo er geblieben, diesen einen Wunsch hatte ich noch. Was würde der gute Henri gesagt haben, daß sein alter Dillon Noth litte! Ein wenig Brod mit Salz und einer verschluckten Thräne war zum öftern mein ganzer Lebensgenuß. Dann dachte ich an das lichte Weißbrödchen, was er als

Knabe mir gegeben, und nährte meinen Schmerz damit und meine Sehnsucht. — Als ich einst — nun kommen wir an das Ziel, Herr Duval! die Geschwätzigkeit des Alters hat Ihre Geduld geprüft — meinen Aufenthalt veränderte und zu Fuß mit meinem kleinen Gepäcke der . . schen Grenze zuschritt, stieß mir ein ängstlich Abenteuer auf. Ein Mann sprang hinter einer Wegesäule hervor, der fürchterlich aussah; es war ein Fliehender, der sich in crassem Zustande befand. Vor meinen sichtigen Augen stürzte er in sich zusammen. Gott hat mich damals gewürdiget, etwas Schlimmes zu verhüten; denn er war nicht ohne Waffen. Ich that nicht mehr, nicht minder, als was jeder andere Mensch gethan haben würde, ich nahm mich des Unglücklichen an; aber sein Geist schien verstört. Eine Ortschaft zu erreichen war nicht möglich; auch wußte ich nicht, ob ich diesen Mann nicht vielleicht in Gefahr brächte. Indem ich in solcher Verlegenheit um mich sah, woher mir guter Rath käme, stand eine leere Feldhütte vor meinem Blicke, wie von Engeln hingebaut, und von Menschen verlassen; sie gab uns Schutz für die Nacht. Mein Gefährte fiel alsbald, tödtlich erschöpft, in einen tiefen Schlaf, und ich bewachte ihn indessen. Mir war heiß vor Angst, und ich ließ mich Mond und Sterne kühl bescheinen. So in Gedanken betastete ich die Ringe meines Rebenstockes, des alten Freundes, der mich einst unterstützte, als ich, noch schwach von Kräften, mein schönes Vaterland verließ; und der Geist erschien, dessen ich bedurfte. Das Winzerhäuschen in der Provence schwebte vor mir, wie Schatten waren die Tage dazwischen. An einer niedern Schwelle hatte ich mit dankbarem Herzen den Schwur niedergelegt, mich Jedes anzunehmen, der meiner Hülfe je bedürfte. Jetzt war die Zeit dazu gekommen. Wie

wundersam sind oft die Verkettungen, von denen das abhängt, was uns an ein fremdes Schicksal knüpft! — Durfte ich erst fragen? Die That, welche einen Mann von besserem Aeußeren in die Flucht geschlagen, war ja nicht mein, und ich dachte nicht daran, daß, wenn ich Sorge um seine Rettung trüge, ich auch alle schweren Folgen tragen müßte."

„Ein Verbrechen?" fragte Nicodem scheu, als wäre der Gerechtigkeit ein Opfer entzogen worden.

„Im Wahnsinn der Eifersucht begangen," antwortete Dillon gleichmüthig; „doch der Erfolg war zweifelhaft, und dies dauerte ziemlich lange, ehe ich den Grund dieser Gemüthsverstörung von ihm erfahren konnte. Vielleicht war ich der rechte Arzt für ihn. Man wirft uns Franzosen gemeinhin ein grausames Naturell vor; aber wir haben nur einen andern Maßstab für ein verkürztes Leben, für die Gewalt der Leidenschaft. Und wo man nichts mehr thun kann, dann reicht noch Liebe aus. Ich liebte in diesem Manne gleichsam mein überwundenes Unglück, und wenn ich ihn mit Nachsicht behandelte, so dankte ich damit nur meinen Wohlthätern."

Nicodem sah Dillon mit einem warmen schönen Blicke an und sprach: „Wie sehr muß Ihr düsterer Gefährte sich Ihnen verpflichtet fühlen!"

„Nun, er nimmt sich edel," entgegnete der Alte anspruchslos: „er verschweigt das Gute und ist nur menschlicher geworden. Die Zeit ist ein Gott; sie bedeckt Alles. Paris war einst eine Mördergrube, und jetzt — ist man sehr harmlos in Paris. Nichts als die Qual ist todt, ist teuflisch."

„Und Sie wollen diese Stadt verlassen, wie ich höre? ich meine, Sie wollen fort von diesem Orte?" fragte

Nicodem wie in Zerstreuung. Dillon zuckte die Achseln. „Nicht gern. Aber seit einigen Wochen ist mein Kranker noch kränker geworden und glaubt seinen Tod nahe. Er wünscht versöhnt zu sterben mit seinem Vater, der, — worüber ich erstaunt bin — nicht allzuweit von hier lebt. Wenn ich das früher gewußt hätte! Allein mein unglücklicher Freund äußerte bisher den stärksten Abscheu vor Familienverhältnissen, und ich dachte bei mir selbst, der Schmerz irgend einer verstörenden Erfahrung habe ihn zum Wüstling gemacht. So will ich ihn begleiten, sein Fürsprecher werden — dann habe ich in der weiten Welt nichts mehr zu suchen als — ein Grab; denn meinen Walther finde ich doch nicht mehr."

„Wen — wen nannten Sie eben?" fragte Nicodem aufmerksam.

„Meinen Henri," antwortete der Alte, „Henri Walther, genannt von Rudenz nach seiner Mutter; so hieß meines Freundes Sohn."

„Ein Mann dieses Namens lebt!" rief Nicodem hastig und erglühte bis zur Stirne, diese Freudenbotschaft geben zu können. „Ich selbst habe ihn gesehen und ein paar Worte französisch mit seiner Tochter gesprochen."

„Lebt?" lallte Dillon verbleichend. „Sie haben ihn gesehen? Wo denn? Und seine Tochter! mein theurer Henri hat eine Tochter? Oh, mein Herr! erwägen Sie wohl, was Sie mir da sagen! Diese Nachricht schlüge mich danieder, wenn sie falsch wäre. So lange habe ich ausgehalten; aber dieser Schlag an mein altes Herz — ich hielte es nicht aus, so dies Glück ein Irrthum sein sollte. Walther ist ein so gewöhnlicher Name" —

„Nein, nein!" rief Jener versichernd; „ich besinne mich

ganz genau. Er ist's unfehlbar. Ein invalider Officier, Walther von Rudenz, der lange in Rußland gewesen war. Ein schöner Mann, doch nicht allzugroß, mit tiefen Narben im Gesicht. Seine Frau, eine reiche Erbin vom caspischen Meer, litt an einem unheilbaren Uebel, weßhalb sie sich seit längerer Zeit in P.. aufhielten, wo mein Gastfreund, der Professor Ehrensold, die Dame behandelte. Ich erinnre mich, daß er mir gesagt, die Familie wolle nach der Schweiz, weil dieser wackere Militair Anwandlungen von Heimweh hätte. Manches erzählte man davon. Einst lag er am Fenster, als ein Tagelöhner auf der Straßenbank das Lied von der Türkenpfeife singt. Bei den Strophen: Man nannt' ihn nur den tapfern Walther! — dort lag sein Gut am Rhein — fällt dem Manne ein Rubel auf die Mütze und ein warmer Tropfen nebenher. Von nun an hieß er nur der tapfre Walther, oder auch Oberst Rubel. Die Menschen sind überall gemein."

„Und seine Tochter?" fragte Dillon entzückten Geistes, „seine Tochter? Mir schwindelt, mein Herr Duval, wie einem Urgroßvater am Taufstein." —

„Ein schlankes Mädchen," versetzte Nicodem, „das mit großen, weinenden Augen den Arzt flehend ansah, als die Mutter eine schlimme Nacht gehabt. Das gebrochene Deutsch ließ dem betrübten Kinde allerliebst. Der Vater trug einen kostbaren Pelz. Er stehet so lebendig vor mir, daß ich Ihnen das Gebräme beschreiben könnte."

„Oh erzählen Sie!" sagte der Franzose außer sich, „und hätten Sie jedes Härlein an jenem Pelzwerke gezählt, es würde mir nicht zu viel. Aber stemmen muß ich mich gegen diese Freude" — der Alte taumelte; eine rückgängige Bewegung, die Flasche zerbrach unter seinem Fuße, und der

Rest des Brunnens floß im Licht der Sonne aus. „Fließe nur hin,“ sagte Dillon mit einem trunknen Lächeln; „ich bedarf keiner Stärkung mehr. Mein ganzes Leben zerfällt in Scherben vor diesem Augenblicke; ich werde meinen Henri wiedersehen“ — Thränen flossen über seine fahlen Wangen, und die Stimme des Affects erlosch. Wie rühren Freudenthränen! Freudenthränen eines Greises! Die Welt ist voll dürrer Herzen und das Alter sehr trocken; jene heilige Quelle aber ist nicht irdischen Ursprungs, darum laben sich auch nur Selige daran. „Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, mir die Adresse aufzuschreiben?“ sagte Dillon und griff mit bebenden Fingern nach einem Blättchen seiner Brieftasche. „Sie sehen, wie ich zittere!“ Nicodem that es mit Bedacht. Es erschien Jemand am Gitter, wie wenn man sich nach dem Alten umsähe.

„Wir müssen uns jetzt trennen“ — sagte dieser eilfertig. „Daß ich Sie gefunden, mein Herr, dafür werde ich Gott danken, so lange ich noch bin. Ich bleibe Ihr ewiger Schuldner! Könnte meine Freundschaft von Werth für Sie sein, ich würde sie Ihnen anbieten, hätte ich eine Gabe für Sie“ —

„Diese Gesinnung ist's!“ erwiederte Nicodem und drückte mit Wärme seine Hand.

„Wäre mein Ziel noch fern“ — setzte Dillon schwer hinzu, „wäre der Drang meines Herzens nicht darauf gerichtet, daß ich meinen Endzweck und dann P... erreiche, ich würde keinen schönern Wunsch haben, als daß wir uns noch einmal begegnen möchten.“

„Nun vielleicht,“ entgegegnete Nicodem; „die Hoffnung läßt uns ein unendliches Gebiet!“ Sie schieden herzlich von einander. „Nehmen Sie diesen Becher!“ rief Dillon, schon

auf dem Gange, als wäre es ihm erst plötzlich eingefallen, „nehmen Sie ihn zum Andenken dieser Stunde!“

Nicodem glaubte das Kleinod seiner Wünsche schon halb zu besitzen, da er ihn empfing. Er nahm den Becher als ein höheres Unterpfand und versprach dankbar, ihn hoch zu halten. „Fände ich den Maler nur!“ seufzte er.

An einem köstlichen Sonntagmorgen, so schön, als Uhland ihn besungen — kam Oberst Holm in Groß-Esenbach an, wo Niemand ihn erwartete. Er war die ganze Nacht gefahren; ein drangseliger Geist hatte ihn nicht ruhen lassen, kaum daß er die Pferde ausspannen ließ, ihnen die nöthige Rast zu gönnen. Eile saß unsichtbar neben dem Kutscher; doch die Sehnsucht des Obersten, seine Freundin und seine Tochter wiederzusehen, überflügelte bei weitem die Geschwindigkeit, mit der die Reise von Statten ging. Als nun der Wagen auf dem Hofe hielt, pochte das Herz ihm gewaltig, und sein Blut war in heftig rollender Bewegung.

„Dies also ist das Haus, worin Therese so lange schon gelebt hat!“ dachte er und es kam ihm gleich einer Festung vor. Nur eine Vorstellung öden Schutzes regte das Schloß in seiner männlichen Seele an, die nicht wußte, wie viel selbst edler Schutz für ein verlassenes weibliches Wesen sei. —

Es ist dem Sinne der Treue vorbehalten, jenes unbeschreibliche Gefühl, mit welchem wir die Wohnung derer zum ersten Male sehen, die nimmer ihren Platz in unserer Erinnerung verloren haben, und denen wir einst das schönste Vorrecht des Herzens einräumten. Phantasie und Gemüth tragen ihre Farben, ihr Bauwerk darauf über, und Alles

erscheint, wenn auch anders, doch bedeutend. „So ungefähr!“ sprach der Oberst in sich hinein und maß mit seinem Blicke die Fronte des Gebäudes, dann ließ er das Auge sinken.

„Ueber diese Schwelle ist — ein sichtbarer Segen! Theresens Fuß zu tausendmalen aus und eingegangen! dieses leichte Füßchen, was wohl nie einen Fehltritt gethan. Ein netter Fuß ist doch eine unverwüstliche Schönheit!“ Sein Gedanke drückte diesem Steine die kleine Sohle ein mit einer Empfindung, als womit die Wanderspuren der heiligen Hedwig verehrt werden.

Die gnädige Herrschaft sei in der Kirche, sagte der Bediente und machte Miene, die Nachricht dieser Ankunft dahin zu bringen. Der Oberst verbat es jedoch, daß die Damen in der Andacht gestört würden. Er wollte einstweilen in den Garten gehen. Indem er am Eingange stand und langsam, zwischen blühenden Beeten, den Windungen der Gänge folgte, war es, als ob die Blumen ihm entgegen nickten. Die Lilien, diese kleinen Priester der Natur, in ihrem weißen Festornate, die nicht spinnen noch weben, sondern nur Weisheit ihres Schöpfers predigen, wankten im Morgenwinde hin und her, und neigten sich lieblich. Die Bienen summten geschäftig, schämten sich ihrer süßen Arbeit nicht am Sonntag und hielten es für keine Sünde, zu sammeln unter der Messe. Ach! indessen manch armer Mensch in bitterm Leid sein Herz ausschüttete vor Gott! — Und wie in kleinen Kelchen, oder im tiefen Grase noch unzählige Thautropfen hingen; so glänzten gewiß im Garten der Welt tausend verborgene Thränen, die alle verschwinden werden vor der ewigen Sonne, früh oder spät.

Befremdet fand der einsame Gast sich auf dem Wege

der Betrachtung, und es ward ihm seltsam weh zu Muthe. Woher dieser trübe Einfluß? Der Morgen konnte schöner nicht sein. Die Luft war klar, der Himmel heiter, das Rauschen der Bäume so erfrischend, jede Rose athmete in der Wollust des Daseins. Er wollte in seine Seele hinabhorchen und ging mit sachten Schritten immer weiter. Jetzt erblickte er eine offne Laube von Schlingpflanzen, halb verhangen, und drinnen eine weibliche Gestalt, das Gesicht abgewendet und an den Epheu geschmiegt.

Der Oberst erzürnte, daß der Bediente ihn unachtsam getäuscht hätte; vielleicht hatte Frau von Wahl hier allein sein wollen? Er zögerte, ob er sie stören dürfte, aber irgend eine geheime Kraft zog ihn vorwärts.

Die Laube grenzte an das freie Feld; das Heu auf den Wiesen, das abgeblühete Korn duftete über die Mauer, und dann und wann führte ein stärkerer Luftzug einen schwachen verschwebenden Hall der fernen Orgel an diese stillste Stelle des Gartens. Der Oberst fühlte sein Herz schwellen wie in einem weichen, harmonischen Gefühl. Er stand und lauschte, und seine Pulse klopften mächtig.

Die Dame schlief sehr sanft. Kaum sichtbar war ihr Athem und steigend nur ein leiser Seufzer der Ruhe; nur die zarte Blüthe des Geißblatts, womit die Laube durchflochten war, schütterte unmerklich und zeigte, daß ein lebendiger Odem von diesem Munde wehe. Ein kleines Buch mit goldnem Schnitt lag in ihrem Schooße, eine feine Haube verschleierte ihr Profil, und in der Seide des weiten Kleides flossen die Schatten der Umgebung in zitterndem Schimmer zusammen. Eine goldne Uhr pickte an ihrer Seite. — Der Oberst warf einen schüchternen Blick auf den bebenden Secundenweiser und erblaßte. „Das ist die Uhr meiner

Schwiegermutter!" Er erkannte sie an einem kleinen, vierblättrigen Kleeblatt, welches Therese — o wann? ihrer verehrtesten Freundin einmal gegeben und wie sie glaubte, zur glücklichsten Stunde. — Das Blättchen lag noch wohlerhalten, eine kleine Mumie der Zeit, an jener werthen Stelle, welche Stunden waren darüber hingegangen! das Glück aber war verschwunden für immer.

„Das ist also Madame Jagemann!" sprach Oberst Holm tief in sich hinein. Aber wie verändert, wie verfallen waren diese einst so angenehmen Züge! voller Falten. Der Mund, dessen blühende Sprache so oft bewundert worden, war bläulich verwelkt und ein Matronenlächeln umschwebte ihn. Die kränkliche Gesichtsfarbe ward durch den Schein des Grünen noch bleicher. Das Haar, einst ein Stück ägyptischer Finsterniß, war weiß wie Schnee, und der Strich des Scheitels beinahe nicht vom Strich des Häubchens zu unterscheiden. Der Sonnenstrahl brach durch das zarte Gitter der Spitzen um die Haube und schien auf die linke Schläfe, ein leichtes Zucken der Haut verrieth die brennende Empfindung. Der Oberst, verloren in diesen Anblick, merkte nicht, was in ihm vorging. Er bemerkte nur, daß seine erste Frau ihrer Mutter doch geglichen haben müsse; denn ein verwandter Geist ruhte in den besänftigten Mienen, und das Bild der Todten mengte sich wunderbar in die schlafende Stille der mütterlichen Gestalt. Ein lauter Vorwurf sprach in ihm an, und es war ihm, als ob jene in ihrem Schweigen, im stolzen Schweigen der Unbewußtheit, vollkommen Recht gehabt, als ob er allein der Schuldige wäre. Ohne zu wissen, was er that, bog er einen dichten Zweig herüber, ihre Stirn zu schützen und — in diesem Augenblicke schlug Madame Jagemann die Augen auf.

Wer aber beschriebe wohl diesen Blick? Nur ein Augenblick war's, worin er den Officier traf, der vor ihr stand; dann verklärte sich ihr Gesicht, und sie fand den Ton zu der scheuen Frage: „Darf ich meinen Augen trauen? Oberst Holm? Ist's auch Wahrheit, was ich sehe?"

„Ja, ja!" lautete die Antwort; „ich bin es wirklich, Mama. Die Zeit macht nirgend einen langen Weg, ohne etwas von ihrem Gepräge zurück zu lassen, und es ist erstaunlich, wie alte Bekannte dies nicht fassen, indem sie sich doch mit gleicher Münze bezahlen. Man gilt für älter, als man will gehalten sein, besonders bei denen, die uns in früheren Tagen kennen lernten."

Daran erkannte Madame Jagemann ihren Schwiegersohn. Sie sprach — und ihre Stimme hatte immer noch jenen unnachahmlichen Schmelz, der auch das härteste Gemüth in Wohlwohlen für sie auflöste: — „Sie haben sich wenig verändert, lieber Freund, oder, es müßte mir nur so scheinen. Ich hatte eben einen wunderbaren Traum. Es war, als ob eine unbekannte Hand plötzlich einen dichten Vorhang hinwegzöge, und ich sah Alles in einem Lichte, in einem so seligen Lichte" — „Was nun auf den finstern Holm fällt," unterbrach der Oberst flüchtig lächelnd diese beschleunigte Rede. „Die Sonne stach auf Ihr Augenlied, ich wollte Ihnen den Zweig hier vorbeugen; das wird der Traum gewesen sein." Er unterdrückte ein Lächeln und den Gedanken, wie auch jetzt noch ein Vorhang sich den Träumen seiner Schwiegermutter vorwebte.

„Ihre Hand also war's?" fragte Madame Jagemann; „Sie waren mir so freundlich, da ich schlief? Nun, so werden Sie mir es nicht versagen, mir Ihre Hand zu reichen, um mich gegen einen brennendern Schmerz zu

schützen.“ Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre schmächtige Hand, die ihm einst ein Weib gegeben, dennoch aber sein Lebensglück geschmälert hatte; und diese schmale, schlaffe Hand zitterte nun vor Schwäche, bittendem Gefühle und Ueberraschung. Mit leisem Zürnen der Rührung, zürnend auf sich selbst, streckte der Oberst die seinige aus, drückte jene und sprach: Lassen wir es gut sein, Mama. Wir haben, denke ich, Beide geirrt; ich habe auch meine Fehler begangen, Fehler in Menge. Man sieht es später erst ein. Das Geschehene läßt sich aber nicht ändern. Es ist so viel vergeblich in der Welt — darum vergeben Sie!“

„Oh von ganzem Herzen, lieber Holm!“ sprach Madame Jagemann unter Thränen. Sie dachte: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben!“ allein gesagt hätte sie es nimmer; denn der Oberst war ein überwundener Feind, und sie wußte auch, wie sehr er allen Pathos haßte. Sie begnügte sich, nochmals seine Hand herzlich zu drücken und ihn neben sich auf das kleine Gartensopha zu ziehen. So saßen die Beiden, zwischen denen noch vor einer Spanne Zeit eine ganze Alpenwelt voll Kälte und Unzugänglichkeit gelegen, eng und traut beisammen, als wären sie von jeher die besten Freunde gewesen. Wahrlich! der Glaube versetzt Berge! auch der Glaube an menschliche Tugend und Treue.

„Mein allerinnigster Wunsch ist nun erfüllt,“ sagte Madame Jagemann sichtlich bewegt, „und ich will um nichts mehr bitten, so lange ich noch bin.“

„Still, oh still!“ antwortete der Oberst. „Von menschlichen Vorsätzen denke ich eben nicht hoch. Der nächste Tag wirft sie um. — Wer weiß es denn, was er herbeiführt, oder fordert?“

„Sie wollen doch Therese nicht holen?“ fragte Madame Jagemann in einer eben so raschen als natürlichen Ideenverbindung. „Das würde für Frau von Wahl sehr schmerzlich sein. Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, das liebe Kind hierher zu bringen. Dies Verhältniß ist eine wahre Freude, die ich unserer Therese zeitlebens gönnen möchte.“

„Unsere Therese!“ wiederholte der Oberst in unverständlichem Gemurmel. „Allerdings komme ich hierher, um zu sehen, ob meine Kleine etwa lästig werde. Zwar ist das Kind eine liebe Seele, und die Güte der Frau von Wahl trüge wohl, gleich dem Atlas, die Last des Himmels. Unsere Damen hingegen tragen nur Sorge um den Atlas ihres Kleides und werfen, wenn er sich schlecht trägt, oder nicht Farbe hält, den Kaufmann in die Hölle, der wenig daran verdiente.“

Madame Jagemann lächelte und sprach: „Immer noch der alte Groll gegen das arme schwache Geschlecht.“ —

„Groll?“ erwiederte der Oberst; „nein, Mama! da irren Sie! es war nur ein kleiner gelegentlicher Ausfall, dessen ich mich schwer enthalten kann. Doch um wieder auf Therese zu kommen, so ist mir ein Gedanke eingefallen, der mir große Unruhe verursacht. Auch ist es an der Zeit, daß ich ein Wort des Ernstes mit meiner Tochter rede und vorläufig auf Etwas hinweise, was bald erfolgen könnte.“

„Sie meinen eine Verheirathung Theresens, Herr Sohn?“ fragte Madame Jagemann ängstlich — und setzte, da der Oberst schwieg, hinzu: „Gott lenke es zum Guten! Es ist ein englisches Mädchen, was wie eine volle Rosenknospe täglich schöner aufblüht und sich seinem Vorbilde so kindlich an-

schmiegt. Wie Schade, wenn Therese dem mütterlichen Busen der Frau von Wahl entrissen werden sollte! Entweder nie vereinigt werden, oder nie getrennt, ist Ruhe! sagt ein Sänger, der die Freundschaft singt."

„Weiß es Mama!" sagte der Oberst, und nickte bedeutsam. „Das Leben ist ein Kampf! im Frieden aber avancirt man nicht. Mein Mädchen wird nicht immer auf Rosen gehen, so wie hier, und ein Vaterherz muß sich auf Wunden gefaßt machen." Er hielt inne, denn die Mutter neben ihm empfand, wie das ihrige geblutet hätte, und ein richtiges Gefühl sagte ihm, daß er unvorsichtiger Weise eine verletzte Stelle berührte. Beinahe machte er Uebel ärger, indem er in jäher Wendung des Gespräches die Frage hinwarf: „Mit Rosa soll es leidlich gehen, wie ich hörte?"

„Gott sei Dank!" sagte Madame Jagemann mit einem Seufzer; „die schlimmste Anfechtung scheint dort vorüber. Eine Kleinigkeit, ein scharfes Messer hat den Dämon dieser Ehe in die Flucht geschlagen."

„Ein kleines Trennmesserchen thäte manchem Ehebande noth, was zu tief einschneidet und gelüftet werden möchte" — entgegnete der Oberst nicht ohne Schärfe. „Seit ich jedoch zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß es eine Bestimmung der Ehen giebt, daß man nicht heirathet, wen man selber wolle, sondern wen der Himmel will, seitdem betrachte ich das Schicksal der Ehe mit Resignation."

„Es ist zuweilen," versetzte Madame Jagemann, „als ob ein bestrickender Zauber dabei geschäftig wäre, der über alles Mögliche hinaus wirkt; aber die Liebe, Oberst, die Liebe erlöset endlich doch. Das ist der goldne Schlüssel, der befreit! — Ich hoffe heute noch Briefe von Rosa vorzufinden, wenn ich in die Stadt komme."

„Sie wollen fort, in die Stadt? heute noch?" fragte Oberst Holm bestürzt. „Ich will nicht fürchten, Mama, daß dies meinetwegen geschähe."

„Nein, gewiß nicht!" antwortete Madame Jagemann; „meine Abreise gegen Abend war beschlossene Sache. Ich preise aber Gott, daß Sie, Herr Sohn, des Morgens kamen, und daß ich meinen Tochtermann noch einmal gesehen habe". Diese Worte wurden mit so zuverlässigem Tone gesprochen, daß sich hieran nicht zweifeln ließ.

„Ich will mit meinem Arzte sprechen," fuhr Madame Jagemann fort; „denn es ist mir seit einigen Tagen ganz eigen."

„Eigen?" fragte der Oberst im Accent der Theilnahme: „wie verstehe ich das, Mama?"

„Nun so, daß ich es nicht mitzutheilen wüßte," sprach seine Schwiegermutter. „Das Alter ist an sich eine Krankheit, eine unbeschreibliche Krankheit, lieber Holm, ein recht sterbliches Gefühl, wie einst eine alte Kinderfrau sehr treffend sagte. Schwäche — Schwindel — wobei mir beständig ist, als sänke ich zusammen; ein leiser Schauer, als ob ich über einen schwanken Steg ginge; ein Schatten, wie von irgend einer nahen Gefahr, der neben mir hinschleicht, so daß mir die Gedanken schwänden, wenn ich nicht an meinem Selbstbewußtsein hielte und zuletzt, wie jener überstudirte Professor, bei jedem Schritte fragen müßte: bin ich auch noch da?" —

„Das sind Nervenzufälle, an denen auch wohl jüngere Personen leiden" — erwiederte der Oberst und lächelte.

„Und wie so schwach mein Kopf geworden, davon haben

Sie keine Idee, lieber Freund!" hob Madame Jagemann wieder an. „Wie wenn ein Wirbel im Herbstsonnenschein gelbe Blätter kräuselt, oder als ob ein Jongleur goldne Kugeln würfe, so hüpfen Funken vor meinen Augen. Und dann beängstet mich ein innerer Druck, eine heimliche Schwüle, wie wenn elektrische Naturen ein Gewitter vorempfinden."

„Das war ein Vorgefühl meiner Nähe, eine Sympathie der Rückerinnerung — oder wie Sie es nennen wollen," versetzte der Oberst. „Sehen Sie, Mama, kein Wölkchen am weiten Himmel! sein Sie doch auch heiter, und schlägt mein Rath bei Ihnen ein, so schlagen Sie Sich die trüben Gedanken aus dem Sinne."

Jetzt flog Therese den Gang herab an ihres Vaters Brust, Frau von Wahl folgte ihr auf dem Fuße. Einer fröhlicheren Tafelrunde wußte man sich in diesem Schlosse nicht zu entsinnen. Frau von Wahl ließ vom ältesten Johannisberger aufsetzen, auch eine bemooste Flasche Thränenwein, daß der Oberst sähe, auch die Wittwe verstehe eine Kellnerin zu sein, wenn es gute Freunde zu bewirthen gäbe. Und hier saßen versöhnte Freunde einander gegenüber! Ein köstlicherer Geist strömte aus von jenem Gedanken, als der in den Thränen Christi floß.

„Das ist der glücklichste Tag meines Lebens," flüsterte Frau von Wahl Theresen zu und ließ den Gärtner bestellen, mit dem sie heimlich zu verkehren hatte.

Der Oberst hatte sich eine kleine Weinlaune angetrunken; sogar des Pfarrers blasse Wange blieb nicht ohne einen leisen Anflug vom Feuer der Rebe, obgleich er nur mäßig Bescheid gethan. Die Tischrede kam auf Liebe und Ehe,

wie sehr auch Frau von Wahl diesen Stoff zu wehren suchte. Der Oberst gab unverhohlen seine Ansichten preis und verfocht um so hitziger, was nicht unbedingt zu behaupten war. Als nach Tische die kleine Gesellschaft in den Garten ging und Frau von Wahl neben dem Obersten, warf sie ihm scherzhaft vor, solch ein hartnäckiger Streiter sei er früher nicht gewesen. „Dagegen," erwiederte der Oberst, und aus dem zugedrückten Auge blickte der Schalk, „sind Sie, gnädigste Frau, obgleich Protestantin, ein Muster der Toleranz. Ein katholischer Geistlicher, auch ein Rabbiner, wie ich weiß — behaupten sich als Haus- und Herzensfreunde in Ihrer Gunst!"

„Und wären Sie hier," entgegnete Frau von Wahl, indem sie ihn strafend ansah, „so wäre ein Türke wie ein Heide im Bündniß dieser Freundschaft, und ich hätte Alles, was man haben kann; denn Sie glauben an ein Fatum, und die Eifersucht spricht jetzt aus Ihnen, gestehen Sie es nur."

Der Oberst küßte die Hand seiner Freundin und sprach: „Der Pfarrer ist unläugbar ein sehr liebenswürdiger Mann, und wenn ich ihn eher gesehen, ich würde bedenklich gewesen sein, daß er Theresens Lehrer würde."

„O sein Sie unbesorgt!" sagte Frau von Wahl ein wenig empfindlich. „Dieser Philibert ist ein höchst edler Mensch."

„Ein Mensch! ganz recht," versetzte der Oberst streitsüchtig nach Männerweise, und hier trat der Gegenstand dieses neckenden Angriffs unversehens an seine Seite. Frau von Wahl zog sich zurück. Die Männer waren bald wieder im Gange des vorigen Gesprächs. Unverehelichte reden von nichts

lieber und länger als vom Heirathen. Der Erzpriester suchte die Freiheit der Ehewahl zu erweisen, die der Oberst läugnete.

„Ich sage Ihnen," sprach er, „es ist gut, es ist tröstlich so. Wer wählen kann, kann irren! Der Meinung war irgend ein weiser Mann, und das alte volksthümliche Sprichwort: Erst die Wahl, dann die Qual, ist des nämlichen Sinnes und Glaubens. Der vernünftige Mensch ist das einzige lebende Geschöpf, was Gift wählt zur Nahrung seines Herzens, deßhalb wird seine Neigung gelenkt."

„Somit schließen Sie Verbindungen der Liebe aus," erwiederte der Pfarrer. „Denn was ist denn Freiheit im höchsten Sinne, wenn nicht Liebe?"

Der Oberst lächelte und sprach: „Verbindungen aus Liebe finden wir wohl nur im Himmel; die lieben Engel aber freien nicht. Wohl uns, daß der Schöpfer für uns sorgt, indem oftmals eine Nothwendigkeit in den Umständen liegt, der wir uns durchaus nicht entziehen können, wenn wir auch heimlich dächten, des Schicksals Zwang ist bitter! — Kein Vogel baut sein Nest an schädlichen Ort, oder gelüstet nach der giftigen Beere. Oh, wie unbetrüglich ist das liebe Vieh, es wäre zu wünschen, daß Se. Heiligkeit halb so sicher sein möchte!"

Der Pfarrer kannte die Stelle und verzieh dem Oberst ihre rücksichtslose Anwendung. Die Heiterkeit dieses schönen Tages und die Freudenthränen im Auge der Frau von Wahl hatten auch ihn berauscht.

Aber dieser schöne Tag war nunmehr zu Ende, die Sonne war im Sinken, und der Himmel kleidete sich in Gold und Rosenroth. Jetzt rollte die Equipage der Madame Jagemann vor. Sie fuhr zusammen und sprach:

„War mir doch, als ob es donnerte.“ Dann ging sie noch einmal hinauf in ihr Zimmer, dessen Wände im Abendschein glänzten. Sie stand vor dem Lichtschirm und sprach: „Nun Vater Abraham, lebe wohl! träume nur immer fort — Dein Engel hat mir manchen Gedanken eingegeben, wenn Alles schlief. Was wird's erst sein im tiefsten Schlaf? — — Weiß ich doch wirklich nicht, was ich hier noch wollte! Vergessen habe ich doch nichts.“ — „Lassen Sie unsern Abschied kurz sein, Therese!“ sagte Madame Jagemann leise und berührte nur wie im Fluge die Lippen der Frau von Wahl. Wir sehen uns ja wieder.“ Jedes empfing ein Zeichen ihrer Liebe. Der Oberst faßte den Arm seiner Schwiegermutter, sie die Stufen hinab an den Wagen zu führen. Siehe, es war ein schwebender Garten, ein kleiner Blumenthron, den sie besteigen sollte. Im Winkel ihres Platzes lag ein silberweißes Kissen, worauf ein Vögelchen an reifen Ebereschen pickte — wie lebend gestickt. Ein Gegengeschenk, welches Frau von Wahl heimlich für ihre Freundin gearbeitet hatte. Ueber allen Polstern schwellten Rosen — der offene Himmel des Wagens war ein italiänisches Dach, voll Orangenduft; in verschwenderischer Fülle hatte Frau von Wahl das Schönste, was sich auftreiben ließ, reizend geordnet, in diesen engen Raum versetzen lassen.

Indem der Oberst Madame Jagemann auf den Sitz hob, richtete sie ihren Blick erst aufwärts. Die Umstehenden hörten ein entzücktes „Ach!“ aus ihrem Munde, dann einen leisen Hauch — und der Oberst fühlte sie zurücksinken mit solcher Schwere, daß sein starker Arm erzitterte. Er rief nach Aether und glaubte, es sei ein Schwindel; aber der Geist des Lebens war schon entflohn. Der Blitz im Menschen, der Schlag, hatte sie getödtet. — Der Wagen, wenn

sie darin gefahren, wäre ihre letzte Wiege gewesen, und der kleine, lautlose Vogel hätte im Sinn der Freundschaft, der über das Leben hinausreicht, ihr das Schlummerlied gesungen.

Zu gleicher Zeit, als Nicodem die Garnison des Oberst Holm verließ, um nun unaufgehalten der Heimath zuzueilen, war auch Dillon abgereist. Auf halbem Wege würde Nicodem Jenen begleitet haben können, wenn Dillon seine Richtung nicht als eine Nebensache verschwiegen hätte. Auch war einige Meilen seitwärts eine Schuld abzutragen, die den ehrlichen Alten drückte. Daß dabei jener Tribut entrichtet werden müsse, den der strengste aller Gläubiger zwar vertagt, doch nie erläßt, dies dachte Dillon dennoch nicht. Sein Gefährte, den er nicht verlassen wollte, jetzt weniger als jemals, da Jener sehr krank und seinem Ziele nahe schien — wünschte zu seinem Vater gebracht zu werden, und der gutmüthige Franzose, nachdem er so viel für ihn gethan, wollte sich auch dieser letzten Pflicht der Theilnahme an diesem fremden Schicksale unterziehen. —

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit für einen flüchtigen Augenblick von dem Helden dieser einfachen Geschichte ab, der nur Zweifel am Glück der Ehe, an seinem Glücke zu bekämpfen hatte, um den Blick auf einen Sieg zu richten, den das Unglück endlich doch erringt. Die Wahrheit, welche still und furchtbar hinter allen Scenen steht und jeden Schein überdauert, tritt zuletzt mit ernstem Spruche hervor, und wir sehen, daß es keinen Zufall giebt.

Seit der gute Franzose wußte, daß seines Freundes Sohn,

sein Zögling noch am Leben sei, seitdem hatte für ihn die Handvoll Tage, die etwa noch sein wären, einen unermeßlichen Werth. Er zählte ängstlich seine Jahre, er zählte daneben die Stunden, welche noch zwischen der Erfüllung seiner Wünsche lägen; den ganzen Sparschatz fröhlich geschonter Kraft hätte er für einen einzigen Augenblick verwenden mögen.

Er empfand, solch ein Wiedersehen müsse Vorschmack des Himmels sein, und der Himmel werde nicht zu hoch geschätzt. Die Reise mit dem geliebten Henri und den Seinen nach dem Vaterlande, die Welt jener trauten Berge schwebte ihm im Reize höherer Ahnung vor und bewegte seine Seele in der unnennbaren Sehnsucht, die immer geistiger wird, je älter wir werden. Er dachte nicht an die Unzulänglichkeit seiner Kräfte, und ob all' diese Hoffnungen zu erreichen wären. Die Liebe hat den längsten Maßstab, auch die Liebe eines Greises! Der alte Dillon aber war ein Jüngling geworden.

Die Hoffnung hat aber eben so eine stachelnde Eile als die Furcht, wenn sie ihrem Gegenstande zu entfliehen wähnt, und so blickte der Alte mit vorauseilenden Gedanken bald in die Schatten der rollenden Wagenräder, bald in die finstern Gesichtszüge des Mannes, den er geleitete. Gewiß träumte Dillon schöner als er. Jener lag in einer Ecke des Wagens, unruhig, halb schlummernd. Wie viel Zeit er verlöre — dies dachte der treue Dillon zwar seufzend, aber auch ich war im Unglück sein Gefährte, und sollte ihn nun, da er sterben will, allein lassen? In solcher Ehrhaftigkeit des Aushaltens verläugnete der gute alte Franzose seinen Charakter nicht.

Aber, verlassen wir uns Alle darauf! wir behalten nichts länger, nicht einen Augenblick länger, als wir es mögen.

Der Besitz wie die Last ist nur die Möglichkeit, etwas zu fassen und zu tragen.

„Sobald ich ihn mit seinem Vater versöhnt habe“ — sagte Dillon zu sich selbst, „und müßte er sich nicht schämen, weniger für den leiblichen Sohn zu thun, als ein Fremder? — dann eile ich Dir zu, mein alter Henri, und schließe Dich an meine treue Brust. Dann bleiben wir zusammen, und Du drückst mir die Augen zu.“

Gegen Abend befand der Schutzfreund Dillon's sich so schlecht, daß dieser wohl oder übel in einem Flecken zu bleiben sich entschließen mußte. Der einzige Gasthof des kleinen Oertchens, durch eine große Passage belebt, war nicht mehr ausreichend gewesen; und der Wirth hatte einen kühnen Bau geführt, während das alte Haus theilweise noch stand. Nun war an diesem Tage gerüstet worden, und noch schwebten die beflitterten Kränze, die farbigen Bänder in der Höhe des Sparrwerks. Im Geschoß aber war das Fest der Handwerker, und manch ein wüstes Vivat hatte den Bauherrn aus dem Gleichgewichte gebracht.

Unter solchen Umständen war die Ankunft eines Wagens, zumal mit einem kranken Gaste, eine sehr gleichgültige Sache. Der Wirth erschien zwar, erklärte aber, er habe alleweile nur Raum im alten Hause, das schon halb eingerissen und dessen Hinterwand offen sei, was wohl im Sommer als kein Hinderniß anzusehen. Sonst solle es ihnen an nichts fehlen. Ein Fremder logire daneben. Für den zufriedenen Dillon hatte diese Aufnahme, die nicht viel besser als unter freiem Himmel war, sogar einen poetischen Reiz, nur fürchtete er die Nachtluft für seinen Kranken. Doch dieser gab deutlich zu verstehen, daß er sich Alles gefallen lasse, nur keinen weitern Transport. Es wurden nun Vorrichtungen

getroffen, so gut als möglich. Als der Franzose den Mann seiner Sorge in einen gewissen Ruhebestand versetzt sah, würde er dies Quartier himmlisch gefunden haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß der Zustand Jenes sich verschlimmert zeigte. Und weil er weder etwas ändern konnte, noch zu helfen wußte, ging er aus, einen Arzt hierher zu bemühen, und bat den Kranken, bis er wieder käme, sich nur ganz ruhig zu verhalten. Ein Bote nach dem Doctor würde im wüsten Lärm des Hauses schwerlich oder spät zu erlangen gewesen sein, deßhalb wolle er nur selbst gehen. Das Abendroth schien auf den rohen Estrich und webte purpurne Tapeten in das Gebälke. Ein Landschaftsgemälde, wie von Claude Lorrain hingehaucht, trat in den Rahmen der öden Pfeiler, und der Blick des Kranken, obgleich nicht mehr ganz klar, labte sich doch an dem Veilchenschimmer der fernen Gebirge, an der Verklärung der Natur, die sich auch über seine einsame, hülflose Gestalt ausgoß. Eine Thräne stieg in sein Auge, er wußte nicht woher? ob von dem flammenden Schein, oder aus der brennend innerlichen Qual? Das versteinerte Herz war dieser wohlthuenden Quelle lange verschlossen gewesen, jetzt fiel mit dem ersten Tropfen ein Fels von dem Herzen dieses Unglücklichen. Ein Vorhang von grünem Rasch, der statt der Mittelthür diente, und hinter welchem Schritte eines Mannes hörbar wurden, rauschte im Luftzuge. Musik scholl von unten herauf, der Kranke lauschte gespannt, doch nicht dem Tusch der betrunkenen Spielleute, sondern einer Rede voll Wohllaut, die ohne Antwort blieb. „Es klingt wie das Auswendiglernen einer Rolle und doch so innig, so natürlich!“ sagte er und zitterte heftig. Jetzt wurde das Wort „Bruder“ in erschütterndem Accent gesprochen, hinter dem Vorhange vernehmlich. Jener raffte sich

auf, seiner Schwäche ungeachtet. Er schlich zum Vorhang hin, schlug ihn zurück und sah einen jungen Mann von schlanker Länge, nachlässig in einen weißen Mantel gehüllt, auf und nieder schreiten. Jetzt wendete er sich, ihre Augen trafen einander — und mit einem durchdringenden Wehruf stürzte der Kranke ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Als Dillon zurückkehrte, ohne einen Arzt gefunden zu haben, fand er seinen Gefährten bewußtlos, mit tiefhangendem Gesicht, in den Armen eines Fremden. Dieser, bleiches Entsetzen in seinen Zügen, war angsthaft um ihn beschäftiget und sichtbar froh, daß nun ein Dritter ihm zu Hülfe kam, der noch überdieß das Näherrecht zu diesem Beistand hätte. Auf die erschrockene Frage des Alten, was hier geschehen, vernahm er den Vorfall. Doch als ob er die alte, treue Stimme erkenne, die ihn rührend bat, zu sich zu kommen, schlug der Ohnmächtige, sobald Dillon zu ihm sprach, die Augen auf, aus denen der Geist des Todes blickte. Er starrte, wie mit tiefem Besinnen, eine breite, rothe Narbe an in des Fremden Brust, die in der Anstrengung, womit er sich um ihn beschäftiget hatte, unter dem feinen Oberhemde, was sich verschoben, sichtbar und noch röther geworden war. Dann athmete er stöhnend, ergriff die Hand, die ihn sanft bewältigte, und umschloß sie krampfhaft.

Der Fremde ließ den Arm sinken und sagte mit bebendem Tone: „Es ist mein Bruder! derselbe" — Er deutete stumm und schmerzlich auf die geheilte Brust, und das Herz darin blutete.

Aber Dillon weinte vor Freuden. Er sprach: „Nun stirbt er getröstet! Er sieht die tödtliche Stelle geheilt — Ach, mein Herr! sollten unsere Brüder auf Erden, alle die

Wunden sehen, die sie schlagen, und die nicht heilen, Wenige, sage ich Ihnen, könnten ihr Auge ruhig schließen."

„Wahrscheinlich hat er mich für meinen Geist gehalten," entgegnete Wolfram — unsere Leserinnen wissen, daß er es war — „jenen weißen Mantel trug ich damals, so mag mein Bild ihm vorgeschwebt haben."

Darauf enthüllte Wolfram nun, wenn auch in befangener Kürze, die Folgen jener schweren That, so wie den Anlaß seines Hierseins. Ein junger Mensch, den er mit sich genommen, hatte hier eine kranke Mutter, und Wolfram, der das Gefühl kannte, eine Mutter im Elend wissen, hatte sich freiwillig dazu verstanden, in diesem Oertchen zu übernachten. Er ging nach G—, die versprochenen Gastrollen dort zu geben, und übte sich die Schlußscene in Nathan dem Weisen ein, als sein bitterster Feind verhängnißvoll mit ihm zusammentraf.

Dillon erwiederte hierauf: „Die Kunst ist Ihnen demnach eine tragische Freundin, und dieser Mantel scheint bestimmt, Ihr Herzeleid einzuwickeln. In mancher Rolle unseres Lebens hat man ein für allemal entschiedenes Unglück."

Wolfram nickte, und der Alte fuhr fort: „Wär' ich der weise Nathan, ich gäbe Ihnen den Rath, das Studium der Bühne und mich aufzugeben. Nehmen Sie sich des Bruders an bei seinem Vater, todt oder lebendig!" diese Worte sagte der Franzose äußerst leise und setzte flüsternd hinzu: „Den Beleidiger vertreten — was könnte beifallswürdiger sein?"

Die Beiden saßen in der Nacht an dem kümmerlichen Lager. Der Sterbende athmete nur noch schwach, Schweiß perlte auf seiner Stirn, die Andern aber erschauerten; der Thau des Todes verbreitet eine wunderbare, heilige Kühle.

Sie blickten in eine höhere Ordnung der Dinge, denn das Firmament war mit Sternen besäet, welche die letzten Augenblicke eines verdunkelten Daseins mit reinem Schimmer, mit dem Frieden der Unsterblichkeit anstrahlten. Um die zweite Stunde entschlief Wolframs Bruder sanfter als jemals in seinem Leben und für immer, und die Hand, welche einst die mörderische Waffe gegen ihn geführt, verkühlte in der seinen. Das Morgenroth färbte seine bleiche Hülle und zündete ihm die Leichenfackel an.

Längst hatte Dillon dem nun Verstorbenen feierlich versprechen müssen, daß er geöffnet würde, ehe man ihn begrübe. Bei der Section ward sein Herz unverhältnißmäßig klein befunden und auch krank. „So wäre die Eifersucht, diese engherzige, furchtbare Leidenschaft, nichts als ein Naturfehler gewesen?" sagte der gute Alte, innerlich froh über dies Ergebniß. Wolfram lächelte düster und sprach: „Die Natur trägt viel; allein die Liebe, welche jedem Herzen einen Theil voll Allmacht verleiht, ist stärker als die Natur."

Nachdem der Todte still beigesetzt worden war, begleitete Wolfram den treuen Dillon nach Mühlenrädlitz, um dem Major Nordthurm die Nachricht von dem Ende seines Sohnes zu bringen. Das Herz desselben war verborgen mit ihnen, vielleicht auch sein Geist!

In gänzlich veränderter Stimmung fand Nicodem sich nach der Trennung von Dillon, und indem er die letzten Wege der Heimreise antrat. Von ihm hätte man nicht sagen können: „Und er zog seine Straße fröhlich." Einen schwermüthigen Ernst, ein tieferregtes Gefühl hatte diese

Bekanntschaft in ihm nachgelassen, und es war, als wär' er auf geheimnißvolle Weise darauf vorbereitet gewesen. Wie gleichgültig, oder wie glücklich, wenn er nicht undankbar sein wollte gegen die Gaben der ewigen Güte — erschien ihm sein Loos gegen das grausame Geschick dieses Mannes dessen harmlose Zufriedenheit ihm so beschämend als lehrreich gewesen war; wie schwanden seine idealen Wünsche vor der herben Wirklichkeit dieses vielgeprüften Greises, der sich die Fähigkeit der Hoffnung und der Freundschaft zu bewahren gewußt! Vielleicht war die Gedankenreihe, die sich jenen Mittheilungen anknüpfte, nur die natürliche Folge der Erfahrung, oder auch eine leise Wirkung der Sympathie. Was im Laufe der nächsten Sommernacht geschah, wo dem guten Dillon der Faden einer Verbindung zerriß, an der er so lange festgehalten, als es eben nothwendig war — empfand Nicodem in jener unklaren Aufregung, die uns ein fernes Ereigniß mittheilt, sobald es Diejenigen trifft, die in unser Leben verwebt sind. Der Ruck, der das Eine erschüttert, bleibt nicht ohne leise Bebungen für ein Anderes, wäre es auch noch so fern; denn Geist und Liebe stehen in ewigen Wechselbeziehungen. Indem er den Drang einer ängstlichen Eile in sich fühlte, hatte er dennoch nicht den nächsten Weg genommen und hielt auch nicht mit Fragen zurück, für die er selbst keine Antwort hatte. Es war ihm, als müsse er zuvor zu einem Resultat gelangen, und dies eben versagte sich. War denn der Zweck seiner Reise erreicht? Daß sie in der Hauptsache vergeblich gewesen, dies wollte Nicodem sich nicht eingestehen. Sogar den Freund, den er mitnahm, brachte er nicht wieder. Er hatte ihn an die Liebe verloren, wenn dieser selbstsüchtige Ausdruck statthaft wäre, da, wo das Glück des Freundes inniger noch

an seine Stelle tritt. Dagegen hatte Nicodem andere Freunde in ganz fremden Menschen gefunden, wenn auch nur flüchtig von ihnen berührt. Und wenn die Mutter ihn nun fragte, wo die Braut wäre, die er zu finden gehofft? Was sollte er ihr sagen? Ein lieblich Bild war auf dem Grunde seiner empfänglichen Seele, von der todten Leinwand dahin übertragen, mit jenen ätherischen Farben, die nur dem Unerreichbaren geliehen werden. Und dann, kleine Züge einer schönen, edlen Seele, in todten Buchstaben niederlegt, die auf seinem verlangenden Herzen schliefen. Er sah im Geiste das Lächeln seiner Mutter, das Lächeln der sanftesten Ueberlegenheit.

„Und welche nähme ich, wenn ich Eine von Beiden haben könnte, die Gemalte oder die Geschriebene?" fragte er sich selbst. Schnell griff sein Gefühl dem Sinne für das Geistigschöne vor, und — „das Herz ist weise," sagt ein Dichter. „Aber diese holden Gesichtszüge können erdichtet sein, und das Gemüth voller Flecken, dem sie zum Schmucke dienen? Nein, nein, so blickt die Lüge nicht! so sieht nur ein reines Wesen aus. Es giebt auch eine Wahrheit in der Idee. Dies ist kein Geschöpf der Phantasie, es ist ein erschaffenes Mädchen, und man empfindet es. Wo habe ich die Augen gehabt, um nicht einzusehen, daß der schönste Theil jenes Bildes nothwendig zum Ganzen gehört? Dillon würde mir Auskunft über das Original gegeben haben, und ich — ich fragte ihn nicht! — Sind aber diese schriftlichen Zeugnisse nicht viel verbürgender? mit nichten!" dachte Nicodem. Niemand traue auf Briefe. Schreibende — weibliche besonders — schmeicheln sich nur zu gern mit Gesinnungen, die ihnen die schlimmste Eitelkeit in die Feder dictirt. Das Papier ist geduldig; das Wohlwollen, was sich

daraus ergießt, fließt nur in die Tinte und wird zu einem bittern Tropfen Täuschung mehr. Dennoch — enthielte einer dieser Sätze Ueberzeugung, einer nur! getrost könnte ich mein Glück darauf bauen. Nicodem machte sich die heftigsten Vorwürfe, Dillon das gefundene Heft nicht gezeigt zu haben. Er entwarf die abenteuerlichsten Plane, das in der Ferne nachzusuchen, was ihm näher anlag, als alles Andere. Und was hält uns oft so unbewußt und so magisch ab, von dem, was uns doch so nahe liegt und so leicht erscheint? Eine gütige Hand ist's über der Zeit, die sich nicht vorgreifen läßt. Wenn die Menschen sich befangen fühlen, so ist's nur ihre leibeigene Fessel. Doch wohlgemuth, frei von Sorge wie von Reue bleiben, die inmitten unsichtbarer Fäden sich in dem Gedanken gehen lassen: Gott lenkt!

„Ich will meine Wahl lediglich auf Winke der Vorsehung ankommen lassen" — entschied Nicodem; „und hat sie mir deren nicht schon gegeben?" Er rief den Traum der Jugend sich zurück; die flüchtigsten Täuschungen traten in seinen Ideenkreis. Nicodem war weder eine leidenschaftliche noch flatterhafte Natur. Er war ein Mann von so regem als starkem Gefühl; dennoch aber hörte er seinem Geschlechte an, eben so wohl in der Leichtigkeit, einen Eindruck zu empfangen, als in der Gewandheit, sich einer lästigen Bindung zu entziehen. Jede Bewegung seines Herzens, vom Interesse der Tanzstunde an, ward jetzt in strenger Ruhe erwogen. Wie manches Champagner-Räuschchen einer süßen Verliebung hatte ihn hier zu Gunsten einer blonden, dort einer braunen Schönheit fröhlich gemacht und hoffnungstrunken aber es dauerte niemals lange. Die Liebe ist ein ernster, tiefer Geist, kein Schaum! — und ob auch eine Göttin daraus hervorginge. War Nicodem einmal begeistert gewesen,

so gab ein geringer Umstand den totalen Niederschlag für sein Gefühl, und er ward nüchterner als zuvor. Ein paarmal hatte er wohl wirklich zu lieben geglaubt. Ein süßes Mädchen, schüchtern, voll Jugendreiz. Diese Neigung war sehr zart und leise gehalten; auch hätte es eine gute Weile währen mögen, ehe sie an das Ziel gekommen wäre. Da griff der Vater tölpisch in das feine Gewebe anziehender Kräfte und verletzte seinen Stolz — so daß Nicodem seinen Gegenstand für immer verließ. Was aber konnte denn das arme Kind dafür? höre ich meine Leserinnen fragen. Die Liebe hat ihre eigene Logik, und ist höchst selten richtig zu nennen.

Nicodem hatte längere Zeit jene Kränkung nicht vergessen und erkünstelte eine frostige Gleichgültigkeit gegen das zweite Geschlecht, die ihm nicht natürlich war, und die endlich an dem sanften Feuer eines schönen Blickes schmolz. Nicodem sah sich überschwänglich aufgenommen, und die Thorflügel des altadeligen Hauses, aus dem das Fräulein war, thaten sich weit vor ihm auf, da ihn der Zufall einführte. Der Vater, an Töchtern reich, fand sich veranlaßt, einem jungen Manne auf das einnehmendste zu begegnen, der ihm als Schwiegersohn willkommen gewesen wäre.

Nicodem wich beinahe zurück, als man ihm so dringend entgegenkam; allein er fühlte sich mächtig angezogen. Sein Magnet war jedoch von Schwestern umstellt, die ihm widrig waren, und die ihm — er fühlte es mit der entschiedensten Abneigung — auflauerten, wie wenn ein Wild gejagt werden soll. Nicodem hielt sich vorsichtig in gemessener Ferne, nur einigemale riß sein Gefühl ihn nähernd hin. Dennoch zögerte er unentschlossen und kämpfte mit sich selbst, indem er bedachte, daß, wenn der Vater stürbe, der an krampfhaf-

ten Zufällen litt, ihm diese Töchter edler Herkunft sämmtlich zur Last fielen. Auch mochte er sich nicht fragen, was seine Mutter, die in ihrer stillen Würde so schweigsam an sich hielt, wohl zu dieser elsterhaften Verschwägerung sagen würde? — Sein häuslich Nest könnte wohl solchergestalt nicht auf Ruhe gebaut und mit manchem Dorn durchflochten sein, fürchtete er. Doch würde die Liebe gesiegt und Nicodem das Fräulein geheirathet haben, wenn dieser Schritt nicht von ihnen verhindert worden wäre, die ihn zu beschleunigen dachten. Er erhielt ein Schreiben von der Dame seines Herzens, worin sie ihn bat, daß er sich für seine Absicht erklären möge, indem eine andere Partie sich darböte, die in Betracht zu ziehen wäre. Dies Wort zerriß den bestrickenden Faden dieser zärtlichen Verbindung, und er gab sie frei, die er geliebt. Wer sich nicht erklärt, ist sich selbst noch nicht klar, und solch eine Frage wird ewig nur solch eine Antwort haben.

Nicodem sah jetzt ein, daß eine glückliche Liebe auch unter dem Schutze der Verhältnisse stehen müsse. Er gab es einstweilen auf, nach seinem Wunsche zu finden, was er suchte; darüber waren Jahre vergangen. Nicodem blieb ruhig ohne lieblos zu werden, auch traute er seinem Gefühl nicht mehr so unbedingt als sonst. Denn als er später beide Mädchen als Frauen wieder sah, hatte die Erste jeden Reiz, die Zweite allen Werth für ihn verloren.

Wir finden Nicodem nun auf dem Punkt der Selbstbetrachtung wieder.

„Vielleicht,“ sagte er sich, „war mein Streben, ein Weib zu finden nach meines Herzens Sinn und Wunsch, nicht angelegentlich genug? Vorwerfen muß ich mir, daß ich weiblichen Umgang nicht vorzugsweise suchte. Oder ich fand

nicht Gelegenheit, ein Wesen zu treffen, was mich beglückt hätte, weil ich die Mädchen nie in der Mehrzahl kennen lernte, um ihren Werth zu unterscheiden? Dies Geschlecht hat viele Nieten und Nullen" — da hielt der Wagen vor einem prächtigen Hause, wo die Reisenden erfrischt wurden. Drinnen war der Wirth im heftigsten Zanke mit einem jüngeren Manne, der sogleich entwich, als der stattliche Gast eintrat. Nicodem forderte ein Gläschen bayrisch Bier und gerieth in ein Gespräch mit dem Schenken. „Es war mein Bruder," sagte er, und seine Stimme bebte vor Zorn, „mit dem ich einmal loslegen mußte. Vor ein paar Jahren habe ich einen Antheil am großen Loose gewonnen, so daß ich aus einem armen Dienstmanne in Schadewinkel ein großer Brauherr hiesigen Ortes geworden bin. Das hat meinen Bruder, der sonst ein ordentlicher und fleißiger Mensch war, rappelköpfisch gemacht. Ich lieh ihm ein Capital zu einer kleinen Pachtung ohne Zinsen, bis er sich gerafft haben würde. Das nimmt er, verspielt es in der Lotterie und setzt sich an die Collecte, um nur gleich bei der Hand zu sein, wenn die Goldfässer gerollt kommen. Nun fällt er so lange durch, bis er mir ganz und gar zur Last fallen wird. Der Thor, der! als ob sich das zwingen ließe! das liegt lediglich in Gottes Hand. Ein armseliges Achtel hat mir ein schönes Brauhaus gebaut, er stürzt sich mit Force ins Unglück. Das kommt mir gerade so vor, als wenn Einer heirathen will und dächte, nur unter Vielen fände er die Beste. Grade umgekehrt! eine gute Frau ist etwas recht Einzelnes — das weiß der liebe Gott!"

Nicodem bezahlte die kleine Zeche und dankte diesem Manne im Stillen.

Unsere innersten Fragen zu beantworten, hat auch das

Schweigende eine Zunge, wie viel mehr ein fremder Mund. Nicht von unsern Vertautesten dürfen wir Aufschlüsse erwarten über uns selbst. Den Schlüssel zu unserm eigensten Geheimnisse kann auch der Unbekannteste handhaben; es kommt nur darauf an, ob wir den Gebrauch gestatten. Doch müssen wir zuvor ruhig werden, ehe wir erfahren, was in uns vorgeht.

Eben so sendet das Schicksal Boten, leise anzudeuten, was uns nahe ist; aber ihre Gestalt ist oft so geistig, daß sie im Fluge des Gedankens an uns vorüberschweben, ohne daß die Seele eine zärtere Notiz von ihnen nähme; nur wenn unser Herz stärker klopft, nur daran merken wir, daß etwas draußen steht. Die menschliche Natur ist gewiß höchst fähig, den Willen ihres Urhebers auszusprechen; aber der Sinn für diese göttliche Sprache will geübt sein. An unsern Gefühlen — wären sie reiner und tiefer — würden wir die Zukunft erkennen, die unser wartet. Ein weiser Gärtner kennt die Gestalt der Blume, welche in der verschlossenen Knospe ruht; er weiß, welche Farben der leise Hauch des Frühlings entfalten wird. Nur deßhalb, weil unser Blick so selten auf das ewige Werden gerichtet ist, weil wir weniger vertraut mit den Kräften Gottes sind, als stolz auf unsere eigene Kraft, die nicht einen Grashalm beugen, kein Blatt der Lockenweide rollen kann, nur deßhalb geht die Vorempfindung des Künftigen so oft verloren, und wir wissen weder, welche Rose uns aus dem Moose aufblüht, noch wo ein Kelch uns bereitet wird. —

In jener namenlosen Umdüsterung des Geistes, die sich in der Regel als eine trübe Ahnung erweist, legte Nicodem die letzten Meilen seiner Reise zurück. Und doch ging die Sonne des Tages, an dem er seine Mutter wiedersehen

sollte, mit sanften, goldenen Blicken auf die Neige. Zum ersten Male fiel es ihm besorglich ein, daß er wohl nicht Alles finden könnte, so wie sonst. Auch etwas Trauriges konnte sich ereignet haben; doch diesen Gedanken, wie hätte er ihn fassen mögen so nahe der Heimath? Der Wagen fuhr ihm zu langsam, der leichte Kies des Weges däuchte ihm eine steinichte Ader, sein Blut rollte ungestüm. Dort lag die Kirche; die langen Fenster leuchteten safranfarbig. Nicodem sah hin, wie auf ein hohes Fest, mit einem Gefühle der Andacht und der Freude. Das Pfarrhaus war zwischen dem laubigen Grün zu erblicken, um dessen warmen, sonnigen Schein schon der Duft des Abends schwebte. Sein Herz grüßte den Erzpriester. Jetzt trat das Schloß hervor im vollen Glanze der Abendsonne, und hinter diesen flimmernden Scheiben wartete sein das Auge, der Anblick einer Mutter wie Frau von Wahl. Entzücken strahlte in seine Seele; kaum dachte er in diesem Augenblicke an Theresens liebliche Erscheinung.

Hier schäumte der Mühlbach — es war das traute Geräusch aller vergangenen Jahre seines Lebens. Und nun vernahm er den Klang der Schloßuhr. Welch eine Magie liegt in der Uhr der Heimath! Ihre Schläge, wenn wir fern waren, bewegen unser Herz zeitlebens im Gedächtnisse alles dessen, was sich seitdem verändert hat. Die Zeit berührt uns wie mit einem Gefühle der Dauer, und die Uhr, welche unserer Jugend Stunden schlug, wird uns gleichsam ein Vorschlag der Ewigkeit, des jüngsten Tages.

Es war ein befremdender Zufall, daß kein menschliches Wesen dem heimkehrenden Sohne der Gutsfrau begegnete. Der Wagen rollte auf den Hof; auch hier war Niemand zu sehen. Nicodem beeilte sich, die Mutter im Garten zu

überraschen, die er darin vermuthete. „Dort steht ja der Wagen der Madame Jagemann, also ist sie hier" — sagte er zu sich selbst, und wie von einem Instincte der Ueberzeugung getrieben, die eine heimliche Angst ihm weigerte, trat er flüchtig hinzu. Die Remise stand weit offen, und ein starker und übler Geruch erfüllte ihre Atmosphäre. Der kostbare Wagen lag voll Blumen, die den bangen Odem ihrer Verwesung aushauchten, und deren niedergetretene Blätter in einen öden Umkreis gefallen waren. Ein unwillkürlicher Schauder flog die Nerven dessen an, der abwesend war, als sie zu einem Opfer der Freundschaft bestimmt waren. Es war ihm, als hätte ein Feind mit wüster Sense den Garten — die liebste Freude seiner Mutter — niedergemäht. Ach! wohl war es so. — Schon legte er den Griff an die Gartenthür, als er zwei militairische Männer von vorgerückten Jahren auf sich zukommen sah. Sie schienen in einem ernsten Gespräch vertieft. Mit gleichen Schritten maßen sie die Länge des Ganges; aber die untergehende Sonne blitzte auf verschiedene Abzeichen ihres Standes. Sie sahen weder rechts noch links, wie wenn man auf längst bekanntem Boden einherschreitet, und es war Nicodem wiederum, als hätte ein kriegerischer Eingriff sich dieses umfriedigten Gebiets bemächtiget.

So eben schlich ein schwachsinniger Alter, der ehemals Stallwärter gewesen, mit einem Krüglein in der Hand, kummerschwer an ihm vorüber.

„Heinz, komm mal her!" rief Nicodem mit unterdrückter Stimme. „Wer sind die beiden Officiere dort im Gange? Ist Einquartierung auf dem Schlosse?"

„Die könnten wir brauchen!" murmelte Heinz. „Nein, es sind nur Gäste. Der Eine ist des Fräuleins Vater —

der Andere ein Herr General — des Fräuleins Bräutigam, wie man spricht. Ach! jetzt seh' ich erst, hilf Gott! der gnädige Herr. Ach! wie gut ist's doch, daß Ew. Gnaden nur kommen. Die gnädige Frau befinden sich sehr schlecht; Pferde sind nach allen Seiten fort, den Doctor und Barbier zu holen." Heinz trocknete sich mit dem nassen Zipfel der Stallschürze die Augen, die nie über eine gütigere Herrschaft geweint.

Nicodem stieß einen Laut des Schreckens aus, schob im Nu den Alten auf die Seite und über den Hof hin mit großen Sätzen die Treppe hinauf. In einem Gemach, was zu dem Schlafzimmer seiner Mutter führte, stand er nun, bleich, mit eingefallenem Gesichte, athemlos, als ob er der Vorläufer des Todes wäre. Jetzt fühlte er die lähmende Gewalt der niederschmetternden Nachricht, seine Glieder schlotterten, er hielt sich auf das Aergste gefaßt; aber er bedurfte einiger Minuten, um es zu vernehmen. Die Kraft dazu war ihm entwichen. Drinnen war es ganz stille; nur ein Seufzer säuselte, vor dem sein Herz erbebte. Dieses Herz that starke Schläge der Angst — er klopfte dreimal leise mit dem Finger und sank dann in bängster Erwartung auf einen Stuhl. Die Jungfer der Frau von Wahl trat heraus. Furcht und Frage, wer hier zu stören gewagt, schwebte auf ihrer blassen Stirn. Doch als sie ihn erblickte, der wie gerufen kam, entsetzte sie sich wie vor einem citirten Geiste und brach in helles, bitteres Weinen aus.

„Sprich, Sally, um Gotteswillen sprich!" flehete Nicodem, „wie steht es um die Krankheit meiner Mutter? Es ist vorbei; ich sehe es an Deiner Miene, in Deinen Thränen."

„Sie wissen, gnädiger Herr?" sprach Sally zitternd.

„Ach, Gott sei ewig Dank, daß Sie nur da sind! Verhehlen kann ich's nicht, die gnädige Frau sind bedeutend krank."

„Seit wann?" fragte ihr Sohn so heftig, als wolle er inmitten dieser dringenden Gefahr ihren Anfang messen, und deutlich sagte der Ton dieser Frage, daß für seinen Antheil kein Augenblick mehr zu versäumen wäre.

Die Jungfer antwortete: „Gnädige Frau hatten sich über den plötzlichen Tod der Madame Jagemann dermaßen alterirt, daß ein paar Tage darauf ein Nervenfieber ausbrach. Die Krankheit ist im Steigen, wir aber wollen den Muth nicht sinken lassen. So lange ein Athem weht, soll man ja hoffen."

„Madame Jagemann todt?" rief Nicodem mit Schmerz. „Was werde ich noch hören? Kann ich meine Mutter sehen?"

„Gnädige Frau sind gar nicht bei sich" — erwiederte Sally. „Mir hat der Arzt die alleräußerste Ruhe anbefohlen. Wir wanken und weichen nicht, weder Tag noch Nacht."

Doch schon trat Nicodem in die Dämmerung des Krankenzimmers. Ein lieblicher Rosenschein, den die Gardine warf, war über das Bett ausgegossen, worin die Mutter mit glühendem Gesicht, mit dem wirren Lächeln des Fiebers lag. Nicodem sah mit unsäglichem Weh, wie bewußtlos sie der geliebten Nähe des ihr Theuersten auf Erden blieb; er sah das Nervenhüpfen der zarten, weißen Hand, die sich ihm nicht zum Willkommen entgegenreichte.

Doch jene holde, stille Gestalt zu Häupten des Bettes, die sich zärtlich auf die Kranke niederbeugte, war dies vielleicht der Todesengel? So lieblich könnte er nur der ver-

kannten Liebe erscheinen. Das letzte aufleuchtende Licht der Sonne erwärmte den Purpur, der diese jugendliche Gestalt verhüllte, so daß sie ein Engel schien. Bei dem leisen Geräusche des Eintritts, wie sacht er auch geschah, wendete sich jenes gesenkte Angesicht danach um. Nicodem war wie vom Blitze gerührt, und doch war es nur ein sanfter Blick, der in sein Auge traf. Er sah das Urbild jenes Mädchens, was Thevigny gemalt, und dieses Mädchen war Therese, die Braut des Generals, den er eben leibhaftig gesehen; die Pflegerin und Pflegetochter seiner Mutter, und seine Mutter war beinahe sterbend. —

Der Vorhang, jener purpurseidene, möge über den Zustand seiner Seele fallen. Die Vorsehung verhüllt auch, um sich verklärt zu zeigen, und wir sagen: „Einst werden wir erkennen, wie so oft ein scheinbar Unglück unser bestes Glück war." — — Wir sagen es mit dem Dichter, der im göttlichen Tiefsinne der Poesie in die Hölle hinabstieg, um sich im erhabensten Fluge des Gedankens zum Lichte des Himmels aufzuschwingen.

Die Krankheit der Frau von Wahl war äußerst langwierig geworden, und erst nach dem Verlaufe mehrer Wochen gab der Arzt eine schwache, immer noch unbestimmte Hoffnung. Bis dahin hatte ihr Sohn die theure Mutter nicht verlassen können; doch auch Therese ließ sich nicht verdrängen. So waren die Beiden beständig zusammen, nur getrennt durch den schmalen Raum des Krankenbettes, das der Inhalt all' ihrer bangen, zärtlichen Sorgen war; beisammen in jener unaussprechlichen Herzensbedrängniß, in

jener Schweigsamkeit, welche das Element der Liebe zu dem Athem des Mitleids mischt. Die Kranke theilte ihre matten Blicke zwischen ihnen, und oft drückte ihre Hand jener Hände in leiser Vereinigung. Selten befand sich wohl ein Mann in einer peinlicheren Lage, als Nicodem; in solcher Beziehung zu dem Mädchen, das er so lange gesucht hatte, dessen Bild längst zuvor in seiner Seele lebte, ehe der Zufall es ihm enthüllte! — Und nun verurtheilt, im Zwange des Ausharrens tausendfache Liebe zu lernen, durch das tiefste Schauen einer eben so rührenden als treuen Liebenswürdigkeit. — Wenn es Proben für den Ehestand gäbe, so wären wir geneigt, deren zwei als untrüglich vorzuschlagen: eine gemeinsame Reise und das getheilte Interesse für ein Krankenbett. Die erstere ist ein Bild der Neigung, wie der Fähigkeit, sich zu fügen; Frau und Gefährtin ist gleichbedeutend, und der enge Raum des Wagens umfaßt ein weites Feld für den Beobachtungsgeist des Mannes. Eine Reise entrückt der Zeit, so auch kleinliche Rücksichten, und nirgends tritt das Wesen oder der Mangel an Uebereinstimmung deutlicher hervor. Die Prüfung der zweiten Art ist anders zu betrachten, doch vielleicht eben so entscheidend. Ein Krankenbett hebt über alle Formen hinweg und führt Nächte herbei, die ein himmlisches Licht auf den Charakter des Weibes fallen lassen, dem der Mann sein lebenslängliches Glück anvertrauen möchte. Es erweist die köstlichsten Kleinode der weiblichen Seele als echt, und zeigt, welch einen Schatz von Treu' und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann. Der Mann sieht, daß er für den wichtigsten Theil des Schicksals, für das Leid des Lebens, ein Herz von probehaltigem Werthe besitzen würde, ein Herz, liebreich, voll zarter Theilnahme und unüberwindlicher Geduld.

In diesem Falle war Nicodem. Der Arme sah, welch eine Perle für ihn verloren sei. Und an wen? An einen Mann, gegen den er den stärksten Abscheu fühlte, obgleich nie beleidigt von ihm. Nicodem würde seine Abwesenheit verwünscht haben, wenn er nicht dadurch erfahren, wie unwürdig General Grandson Theresens wäre. Im lebhaftesten Kampfe der Gefühle wußte er nicht, ob das Fräulein gewarnt werden dürfe; ob es nicht vielleicht zu spät sei. Diese Frage scheute er aus einem unbezwinglichen Gefühl; aber er empfand auch, daß er alsdann ihrem Besitze entsagen müsse, weil sein Stolz sich gegen die Vorstellung sträubte, im Verdachte des Eigennutzes zu erscheinen und von der Verwerfung eines Andern Vortheil zu ziehen.

Wie heiß war der Drang, nur eine kleine, klare Viertelstunde mit seiner Mutter sprechen zu können. Allein Frau von Wahl lag in tödtlicher Schwäche; ihre Gedanken waren noch hinschwindend, und jede Aufregung mußte unterbleiben, wenn ihre Genesung fortschreiten sollte. Der Arzt verbürgte sich nunmehr, daß die Kranke gerettet wäre, als Nicodem ein Schreiben erhielt vom Präsidenten, der ihm persönlich wohlwollte, worin er ihn dringend zurückberief. Ein Mitglied des Collegiums war gestorben, ein anderes entlassen — die Actenstöße wüchsen zu einem Riesenwerke an. Vielleicht war es dem Assessor nicht unlieb, Berufs wegen einer Gefahr entrinnen zu können, welche ihm kaum minder furchtbar erschien, als die, worin seine theure Mutter geschwebt hatte. Was ist Verlust des Lebens gegen jenen Tod, der allein das Herz trifft? Diese drohende Angst, worin wir fürchten, das Liebste könne uns von irgend einem Menschen entrissen werden, leidet kein Verhältniß zu der Alles sänfti=

genden Stille, zu jener friedsamen Gewißheit, daß es nur des Himmels Wille ist, den wir ertragen.

Hier beugen wir uns unter Gottes Hand; die größere Unterwerfung ist die größte Ehre, und diese verleiht Muth. Dort wird mit aller Tapferkeit der Liebe ein Besitz nicht zu erkämpfen sein, woran unser Glück, das Leben unseres Lebens hängt.

Und die Wahrheit dringt niederschlagend durch unsere Seele, daß gegen die zwingende Gewalt der Verhältnisse der Einzelne vergebens ankämpft und ihnen dennoch, dennoch! erliegen muß.

Nicodem war gezwungen, in überhäufter Arbeit von dem Gedanken zu abstrahiren, der ihn einzig beherrschte; zugleich ward er von längerem Verweilen in Groß-Esenbach abgehalten. Täglich brachte ein reitender Bote ihm Kunde von dem Befinden seiner Mutter, deren Herstellung er in den besten Händen wußte, und so verschob er sein Hinauskommen von einem Tage zum andern.

In seinen sparsamen und späten Mußestunden nahm er seine Zuflucht zu dem gefundenen Hefte, und las wieder und wieder; und es war dann, als ob eine sanfte, zuverlässige Freundin ihn tröste. „Habe ich doch Dich noch," sagte er traurig. Es ängstete ihn nicht, wo er diejenige finden würde, deren Gedanken er gefunden; er fühlte, daß er ein Pfand in ihnen besaß. Und hierin zeigte sich der Unterschied seiner Empfindung. Die Freundschaft, diese Sympathie des Geistes, ist Versicherung, während die Liebe sich ihres Gegenstandes heiß und heftig zu bemächtigen strebt.

Endlich erhielt Nicodem wieder das erste Billet von seiner Mutter. Wie stark mußte ihre Hand noch zittern! An den kleinen, unsichern Buchstaben sah er ihre große

Schwäche. Sie bat ihn, diesen Abend herauszukommen. Er legte den Weg zu Pferde zurück, weil es ihm an Bewegung fehlte. Seine Gesundheit hatte in der letzteren Zeit gelitten, und sein Aussehen zeugte davon. In Groß-Esenbach angekommen, fragte er sogleich, ob seine Mutter allein wäre, und empfing zur Antwort, gnädige Frau hätten den Verwalter von Seedorf vorgelassen, der noch da sei.

„Nun, so will ich nicht stören," sagte Nicodem, „und einstweilen in den Garten gehen." Sprach's und schritt mit weiten Schritten dem offenen Eingange zu. Es war einer jener Sommerabende, die schon einen leisen Hauch des Herbstes haben. Die Sonne war den ganzen Tag unsichtbar gewesen, ein paar Mal hatte es sogar geregnet, doch nur in einem Schauer, das schnell vorüberging. Die Luft hatte jene melancholische Färbung, jenen trüben Athem, der sich so leicht mittheilt in dem tief empfundenen Bedürfnisse, daß es klar werde um uns her. Nicodem war mit klopfendem Herzen an jene Laube gekommen, worin Madame Jagemann zum letzten Male schlief — da stand Therese, mit dem Rücken gegen ihn gewendet. Sie mußte in tiefen Gedanken stehen, daß sie sein Kommen nicht merkte. Einen kleinen Blumenstrauß in ihrer Hand, frisch gebunden und noch naß, schwenkte sie ab, und Nicodem war so nahe, daß die fliegenden Regentropfen ihn besprengten. „Fräulein!" sagte er so leise als möglich, „w o z u weihen Sie mich ein?"

Bei diesem bebenden Tone fuhr Therese zusammen, als ob ein Erdbeben den Boden unter ihr erschüttert hätte. Das Schamroth des überraschten Herzens überflog im feinsten Incarnat ihr liebliches Gesicht, und als es im raschesten Wechsel der Farbe in zarte Bläße überging, sah Nicodem, daß auch ein Schauer über diese frische Blüthe gegangen

war. Diese lieben, schönen Augen schienen benetzt gewesen zu sein, und ein Wölkchen der Wehmuth schwebte noch über dem Blicke, der, entzückt, doch traurig, tief in seine Seele drang.

„Gottlob, wir sehen uns heute froher wieder!“ sagte sie mit einer Stimme, welche diesem Ausrufe nicht ganz entsprach. Sie reichte ihm die Hand, und unbewußt die mit dem Sträußchen. Nicodem nahm die Blumen, die ein wenig bebten, und antwortete gerührt: „Fräulein, wie viel tausend Dank bin ich Ihnen schuldig! Wäre es nicht mein Herz, was diese ewige Verpflichtung übernähme, ich müßte unter ihrer Last verzagen.“

„Was sagen Sie doch?“ erwiederte Therese in aller Unschuld; „es war ja auch meine Mutter, die ich pflegen half. Ich weiß nicht, wie ich ihren Tod hätte ertragen können. Doch, dem Himmel sei Dank! sie lebt!“

„Sie lebt!“ wiederholte Nicodem; aber so, als ob noch irgend eine theure Hoffnung ihm im Sterben läge.

„Das ist ein glücklicher Tag heute!“ sagte Therese und schritt an seiner Seite den Gang entlang. „Wir vermuthen, daß mein Vater kommen wird; dann habe ich einen Brief erhalten“ — —

„Kommt Oberst Holm allein?“ unterbrach Nicodem mit wunderlicher Hast die Worte Theresens.

„Mein Vater kommt allein,“ entgegnete Therese, indem sie den Accent versetzte, den sie mit jener Zartheit des Sinnes aller Sinne herausgehört; „aber er wird von mir begleitet abreisen, da er es nicht für schicklich hält, daß ich nun länger noch hier bleibe.“

Nicodem kämpfte mit sich; doch sagte er nur: „Wenn nicht ein unwiderruflicher Entschluß Sie, liebes Fräulein,

uns entzieht; so wird Ihr Herr Vater zu bewegen sein und Sie uns noch lassen, da meine arme Mutter Sie, jetzt zumal, schmerzlich vermissen dürfte."

„Vielleicht läßt mein Vater mich noch hier" — sagte Therese zuversichtlich, „bis Frau von Wahl so weit ist, daß ich mit Ruhe scheiden kann. Ach, das wird nie geschehen; denn ich werde nimmer, ewig nicht aufhören, mit Sehnsucht an meine gütige Freundin zu denken." Und Thränen mischten sich in den süßen Laut ihrer Stimme.

Nicodem fühlte, als müsse er dem Engelskinde zu Füßen stürzen, als dürfe er länger nicht an sich halten. Da kam Therese ihm zuvor und sprach: „Um wieder auf den Brief zu kommen, dessen ich vorhin erwähnte. Er war von meinem alten Dillon, und dieses Schreiben sagt mir, außer manchem Tröstlichen, auch, wie schnell, wie augenblicklich sich Alles ändern kann."

„Dillon! schrieb er Ihnen?" fragte Nicodem, und eine wesentliche Frage schlüpfte in sein Herz zurück; doch schwebte deutlich vor seiner Seele, was ihm mit dieser Bekanntschaft begegnet wäre.

„Ja, wir schrieben uns," sagte Therese; „ich ihm deutsch, er mir französisch, zu gegenseitiger Uebung. Das ist nun auch vorbei und ich finde den lieben Lehrer nicht mehr." Therese seufzte.

Wie leise bereitet der Allliebende vor, aber auch wie weise! Eine geheime Ahnung schwellte Nicodems Herz. Sie gingen weiter, die Natur athmete in der sanftesten Stille, der Wind schwieg tief, kein Lüftchen regte sich; das Blatt, was dem Laube der Bäume entwehte, wäre geräuschvoll gewesen. Da fiel ein Frühapfel vor ihnen nieder. Therese schien betroffen über diese Zufälligkeit. Nicodem hob ihn

auf, betastete seine würzige, abendduftige Schale und sprach: „Ich begreife es nicht, was gab den Impuls zu diesem Falle?“

„Ach, da sind die Geister in der Luft, unsichtbare, höhere Wesen, die da wissen, wenn ein Moment reif ist!“ sagte Therese mit einer fast kindlichen Schüchternheit und Scheu in der Miene, die ihr ausnehmend wohl ließ, und setzte hinzu: „Daraus erklärt sich Alles, was irgend vorfällt. Dies ist die Meinung unseres Pfarrers. Was mich betrifft, so denke ich, der Apfel hing nicht fest; doch erscheint mir diese Frucht stets verhängnißvoll.“

„Sie denken an Ihre Stammmutter?“ fragte Nicodem mit kaum merklichem Lächeln.

„Nein,“ antwortete Therese, „an eine andere Mutter denke ich. Die Fehler meines Geschlechts liegen oben auf, sein Unglück hingegen wird selten so tief aufgefaßt, wie ich es jüngst in einer kleinen Geschichte fand, die mich innigst rührte. Es war einmal eine große, griechische Kaiserin — der Name thut wohl nichts zur Sache? — die ihren einzigen Sohn gern verheirathet gesehen hätte“ — —

„Gott!“ rief Nicodem in überwältigender Freude, unfähig, mehr als diesen Anfang zu vernehmen, „ich kenne diese Geschichte, ich weiß das Ende. Therese, kennen Sie diese Blätter? Er zog jenes inhaltreiche Heft aus der Brusttasche. Therese langte danach, tief beschämt, daß ihr geheimstes, jungfräuliches Denken in den Händen eines jungen Mannes wäre.

„Das hätte ich dem alten Dillon doch nicht zugetraut,“ sagte sie gekränkt. „Wie kamen Sie zu meiner Handschrift, Herr von Wahl?“

„O, nur seinem Gedächtnisse waren sie entfallen!“ sprach

Nicodem, in einer Stimmung, die ihn zum Anwalt einer tief gesunkenen Welt gemacht hätte; „es war nur der Verrath des Alters, und sein getreues Hündlein ließ mich diese Blätter finden. Therese, himmlische Therese, hören Sie mich! Ja, ich habe sie gelesen die Gedanken Ihrer Seele, die eine Antwort fanden in der meinen. Selbst Ihre Schriftzüge zogen mich an. Dieser schwache Seidenfaden war ein Band für meine Neigung; im weiten Kreise der Lebendigen ist nur ein einziges Wesen, was meine Liebe wählt, und dies Wesen sind Sie! Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir gut sein könnten, wenn General Grandson nicht wäre! Schaudernd denke ich an ihn.“

„General Grandson?“ sagte Therese, bestürzt vor diesem leidenschaftlichen Ergusse zurücktretend. „Was ist's mit ihm?“ Nicodem nannte sie seine Verlobte. Therese gab ihm hierauf die bestimmteste Versicherung, daß sie diesem Manne nie angehören würde.

Der Apfel rollte in den Sand, Nicodem zog die Geliebte an seine Brust und umfaßte sie mit einem Gefühle der Unendlichkeit. Die weite Welt war sein. Die Liebe in der seligsten Minute, die ihr verliehen ist, läßt die Erde rollen, weil sie den Himmel in sich trägt. —

„Ach, wie weit ist's doch von einem ähnlichen Herzen zum andern!“ sagte Nicodem. Die Sehnsucht führt über Berg und Thal, über reißende Ströme, über Abhängigkeiten, stillen Kummer und über die höchste Angst; ja, endlich müssen ein paar Augen sich schließen, daß man sich nur erkenne! Und wie so nahe ist das Glück!“

Der alte Dillon hatte von Mühlenrädlitz aus geschrieben an seine Schülerin zum Abschied. Und wie so rührend war dieser Brief! Therese vermochte nicht, ihn ohne Thränen zu lesen. Er schilderte in Kürze den Tod seines Gefährten, das Zusammentreffen mit Wolfram, den Gott ihm zum Troste gesendet, und wie er in dessen Geleit es gewagt, dem Major Nordthurm, der, von der Gicht gefesselt, nicht von der Stelle könne, die letzte Bitte seines verstorbenen Sohnes zu hinterbringen und den lebendigen Zeugen, daß er ausgesöhnt verschieden sei. Der Major hatte die Trauerbotschaft mit so sichtlich aufathmender Erleichterung aufgenommen, die wohl am deutlichsten zeigte, wie viel er als Vater gelitten. Ein Feind der Nation, welcher Dillon angehörte, würde der Major sich doch geschämt haben, ihn nur für einen Fremdling zu halten. Der Haß, der in jede Faser seines Lebens gedrungen war, jener eingefleischte Haß, wie ihn Menschen nennen, wurde zu einem herzergreifenden Gefühle des Dankes, wie dessen nur eine starke Seele fähig ist.

Und Wolfram? er, der seiner Mutter so sprechend ähnlich sah? Als er bleich und betrübt vor ihrem beleidigten Gemahle stand, war es, als ob ihr Schatten ihm erschiene. Die wunde Vaterempfindung siegte über das verletzte Gefühl des Mannes. Er schloß Wolfram in seine Arme und sprach: „Du armer Junge! Du hast den Schmerz davon getragen, den Deiner Mutter Schuld und Deines Bruders That Dir bereitet hat. Und doch, welche Wunde tiefer gebrannt, Deine oder meine? Es wäre kaum die Frage. Eine treulose Frau gebiert das größte Unglück und setzet jedes Verbrechen aus. Ist die Liebe dem Jünglinge das Leben, so ist es dem Manne die Ehre, und ein An-

deres ist es, blutige Thränen weinen, als die Augen gar nicht mehr aufschlagen können. Die Blindheit eines betrogenen Ehemannes ist eine jammervolle Schmach, ist ein Staar, der ihn zeitlebens beschimpft. — Sei mein Sohn, Wolfram, und bleibe bei mir, bis ich gestorben bin, es kann nicht lange mehr dauern. Ich bedarf vor meinem Ende der Erquickung, daß ich verzeihe. Du sprichst mein Herz an, mit ihrer Stimme — ich hoffe aber, Du hältst anders Wort." — (Der Major meinte seine entwichene Frau.)

Wolfram war ohne Weiteres entschlossen, das Theater aufzugeben und bei dem Major zu bleiben.

„Welch Gewebe dies Alles!" schrieb Dillon in flüchtigen Schriftzügen, die wir in unsere Sprache übersetzen. „Es wäre wenig Zusammenhang im Leben, wenn keine Sympathie statt fände, deren Gewalt stärker ist, als aller Haß. Trotz seiner Kälte hängt das Eisen sich an; im Geheimniß der Liebe, gleichviel, ob sie tödtlich verletzt worden — hängt Alles wunderbar zusammen. Kein Lebender ergründet es, wie?

Und nun, Therese, sanfte Tochter, nimm noch einige Regeln von dem alten Lehrer zum Angedenken. Erhalte Dein Herz rein von Verdacht, Du hast sonst die Sonne für immer verloren, die ihre Strahlen auch auf Menschenseelen wirft. Verdacht ist ein schwärzendes Medium, wie keines, ist die Bleifarbe der Wolken, die wie ein schwerer Regenmantel der christlichen Liebe so lästig, als unangemessen sind. Zutrauen aber macht froh und leicht, mein gutes Kind, und was unerfüllt bliebe, dies hält Gott.

Erhalte Deine Sprache rein von jedem Zusatze. Das Französische darfst Du vergessen, den alten Franzosen aber nicht. Jede andere, als die vaterländische Sprache, mischt

ein wenig Gift der Eitelkeit in die Muttermilch der Natur des Weibes. — Es wird eine Bürgerin der Welt und heimisch auf fremdem Boden. Das Verlangen zieht über Grenze — dann aber zieht ein Engel auf die Wache vor dem verlorenen Paradiese. Das beste Klima für ein Weib ist daher die Hausluft, dort versteht sich Alles von selbst. — Die Sehnsucht säet am liebsten ins freie Feld, ich weiß es. So oft ich an die Heimath meiner Jugend dachte, gingen die goldenen Veilchen, die silbernen Ringelblumen und Feldrosen der alten Provence vor meiner Seele auf. Die Zufriedenheit mit ihrer bescheidenen Hand, mein theures Kind, bestellt das lieblichste Gärtchen, und der Glaube pflückt die Sterne vom Himmel und streut Licht um sich her.

Wahr ist's, — um noch einmal auf das Vorige zu kommen — die Sprache ist eine Herzensschlinge, und das Weib, dem Gott einen melodischen Athem gegeben, fängt viel damit an, während es nur mit einem nichtssagenden Strumpfe das nette Füßchen zu bestricken scheint. — Schweigen empfehle ich vorzugsweise; Schweigen ist nicht genugsam zu empfehlen. In Deinem Busen, meine herrliche Tochter, lebt etwas von einer römischen Seele. Denke daran: Was der Senat beschließt, darf nicht der Pöbel wissen. Unter dem Pöbel verstehe ich aber die Gemeinheit aller derer, die keines erhabenen Gedankens fähig sind.

Lebe viel mit der Natur und bleibe eine Vertraute der Einsamkeit. Die erste ist eine lehrreiche Freundin, die andere eine stille Zuflucht des Kummers. Wer gelernt hat, einsam sein, darf sich nicht fürchten vor den Menschen; es ist, als wüßte man ein hübsch heimlich Plätzchen, was man

nur zuschließen darf, um sicher zu sein; doch im Gewühle verliert sich leichtlich der Schlüssel dazu.

Nun etwas für die Toilette Deines Geistes, holde Therese! Man nennt es Zeitverschwendung, lange vor dem Spiegel sitzen; ich weiß einen Spiegel, der bis in das späteste Alter Gewinn giebt. Dieser Spiegel trägt das anspruchslose Zeichen: „Lerne Dich selbst kennen!"

Behalte, mein süßes Mädchen, die Gewohnheit bei, auf dem Papiere zu denken und so in Deinem Innersten zu lesen. Wer dies thut, richtet seinen Blick selten auf Andere; wer Gedanken hinwirft, ist gewiß sparsam im Putze. Den Vortheil hast Du, den Spiegel darfst Du nicht opfern, wenn Du älter wirst; er beschämt an Werth wie an Dauer den Demant, womit Du Deinen Namen schreibst, und ist im Schmuck Deines Lebens eine Perle, die nie erblindet. —

Wähle das Kleid für Deine Gedanken schlicht, doch fein! Deine Handschrift bleibe sauber; es giebt Männer, die sich von schönen Händen gänzlich einnehmen lassen.

Eine Kleinigkeit merke noch, liebstes Fräulein. Wenn Du einst vermählt sein wirst, und Dein Mann fordert Dich zu einem Spaziergange auf, laß ihn nicht warten, sage nicht, Du habest zu thun. Das vornehmste Geschäft einer Frau ist, dem Manne zu folgen. Wo er vorausgeht oder allein, da wandeln Beide nicht auf Rosen, und der Mißmuth geht ihm zur Seite.

Trinke viel Wasser, meine Beste! Es schwebt etwas vom göttlichen Geiste darüber; jeder Brunnen schmeckt nach dem Urquell. Gott stärke Dich, mein werthes Kind!

Vieles hätte ich noch zu sagen, aber die Zeit drängt. Morgen reise ich ab, dem Sohne meines Freundes zu oder nach. Bei dieser Aussicht schwimmt es mir vor den Augen

wie ein vielfarbiger Himmel, wie der allerschönste Sonnenuntergang. Wenn ich nur jetzt nicht stürbe! — Ich denke doch noch eine Weile zu leben, denn Freude verjüngt. Sobald der Major stirbt, will Wolfram mich aufsuchen. Wir haben uns sehr befreundet. Mein Henri hat eine große Tochter, die muß schön geworden sein, sagte ich mit Beziehung.

„Es lebt eine kleine Tochter von meinem Bruder, die soll gut werden," antwortete er mir. Das hieße doch wohl nichts Anderes, als er wolle diesem Kinde sein Leben widmen? —

Nun, immerhin! Nach einer uralten Fabel sitzt ein Mann im Monde und arbeitet unablässig, zarte Seile hin und her zu ziehen, wodurch die Herzen der Sterblichen verbunden werden. Darum wirkt der Mondschein so magisch auf die Liebe. Du, mein goldenes Mädchen, widerstrebe nicht dem Zuge Deines Herzens; denn dies Herz ist wie die Sonnenblume, die sich nur dem Lichte zuwendet. Jüngst lernte ich einen jungen Mann kennen, der sich Duval nannte. Wenn Wünsche etwas zu Wege bringen könnten, so wüßte ich wohl, was ihm begegnete. — Lieberes weiß ich nichts. Ach! aber der Fall ist gewöhnlich, daß diejenigen sich nicht zusammentreffen, die gern mit einander gegangen wären. So viel ist gewiß, meine Segnungen bleiben da zurück, wo Therese ihr Glück findet.

Adieu, geliebtes Kind, Adieu!

Der alte Dillon.

Und wieder war der Sonnabend vor dem heiligen Feste gekommen, an welchem unsere Erzählung ihren Anfang nahm. Die Genesungsfeier der Frau von Wahl, welche sich nur sehr langsam hatte erholen können, sollte den Sonntag vor dem Geburtstage ihres Sohnes begangen werden; zugleich wollten die Landleute von Borke ihrer zukünftigen Herrschaft den Erntekranz bringen. Das eröffnete Testament der Madame Jagemann bestimmte, daß an eben diesem Tage Nicodem und Therese, im Beisein von Vater und Mutter und des Erzpriesters, der als die vollziehende Kraft jenes Art ikelsanzusehen, um diesen Grundbesitz loosen sollten; doch bereits lag das Glück Eines in des Andern Hand.

Therese dachte, heimlich ihren Vater mit der doppelten Freude zu überraschen, daß sie Nicodems versprochene Braut und also jedenfalls Frau von Borke wäre. — Sie hatte es von Frau von Wahl erbeten, bis dahin schweigen zu dürfen. Manche andere Anstalten wurden in der Stille für einen Zeitpunkt getroffen, der so viel Festliches vereinigen sollte.

Nur eine Erwartung, die leicht eintreffen konnte, beunruhigte die glückliche Therese, und ihren Freund wohl noch mehr. Noch immer wollte General Grandson kommen, und dieser Besuch, wenn auch auf keine Weise angenehm, war doch nicht abzuweisen. Als er das erste Mal nach Groß-Esenbach kam, vielleicht in ernster Absicht, hatte Therese ihn weder gesehen noch gesprochen, und die ersichtliche Gefahr, worin Frau von Wahl schwebte, trat zwischen ihn und den Gegenstand seiner werbenden Wünsche. Therese wußte bis dahin noch nicht, ob der General jenen Brief von ihr erhalten, worin sie ihn mit kindlichem Freimuth bat, sich

jenes unglücklichen Gefährten Dillon's anzunehmen, da dieser Mann des Jammers der Gatte seiner natürlichen Tochter sei, an dem er vergüten könne. Auch empfahl sie den edlen Dillon seiner dankbaren Großmuth.

Wie schon gesagt, Therese hatte Grund zu zweifeln, daß jenes Schreiben an jene Behörde gelangt wäre, denn keine Antwort trat ins Leben. — Und wirklich war es unterschlagen worden. Eine junge Wirthschafterin auf dem Gute des Generals, die da fürchtete, der Paß könne ihr geschrieben werden, zog Alles ein, was von Damenhänden kam, und so war auch Theresens Brief, der ihr schönes, mitleidvolles Herz enthielt, diesem feindlichen Vorposten verfallen.

In der Furcht vor einem Besuche liegt etwas Verhängnißvolles. Es ist, als ob der ängstliche Wunsch, der das Gefürchtete verhindern möchte, es eben zur ungelegensten Stunde herbeizöge.

„Ich sehe es schon,“ sagte Nicodem, im Voraus ärgerlich, daß dieser fatale General uns den schönsten Tag verdirbt. Schon der Gedanke an diese Möglichkeit ist eine leise Störung.“

Therese lächelte und sprach: „Lassen wir ihn kommen! Ich sehe ihn kaum vor innerer Freude und komme ihm zuvor. Er sieht, wessen ich bin. Die Wahrheit sagt sich leicht mit Blick und Wort, und das Versagen ist nicht schwer, wenn man wahrhaft liebt.“

Nicodem drückte das theure Mädchen an seine Brust und dachte, wie oft dies Herz ihn beschämen dürfte. Für das Gefühl, was der General sich holen würde, wenn er Therese aufgeben müßte, hatte Nicodem nur einen Maßstab, den ihres Besitzes. Und so glaubte er sich sogar durch ein

„Nein“ verkürzt, was einem andern Manne zukäme, weil in der Regel diesem Wörtlein von Mädchenlippen ein kleines, kleines Mitleid beigegeben wird.

Nicodem sah ihr tief in die Augen und sprach mit bangem Lächeln: „Rede, und Du bist, Du bist mein, Therese! Aber auch eine Braut bleibt ein Mädchen, und wem schmeichelt es zuletzt nicht, sich so werth gehalten zu finden, daß ein so stolzer Mann sich unabläßig Mühe giebt?“

„Einem ehrliebenden Mädchen nicht!“ erwiederte Therese mit Thränen in den lieben Augen. „Was muß ich thun, daß Du mich für treu hältst? O! wie schwer ist doch ein Mann zu überzeugen!“ —

Dieser herbstlichschöne Tag glich genau dem vorjährigen, auf ein Haar. Kein Fäserchen am Baum war anders, als je zuvor. Dasselbe feine Gespinnst des Herbstes, diese losen blassen Fäden, wie vom Webstuhl der Elfen. — Wie treu ist die Natur, die nicht müde wird, das nämliche Muster zu zeichnen! Zuweilen vergreift sie sich in der Schattirung — aber der heutige Tag war köstlich — zum Gelingen! — Der Himmel hatte jene unnachahmliche Färbung, die mit der sanftesten Heiterkeit erfüllt; die Luft war überschwenglich milde; das Laub säuselte so verklärt zur Erde, als würde es nicht nur im Frühling, sondern auch am jüngsten Tage wieder auferstehn. Der Sonnenkörper ging so sanft zur Ruhe, wie ein Gerechter zu seines Herrn Freude.

Auf dem schwarzen Pulte des Pfarrers lag das Concept der Predigt, die er mit Feuer geschrieben. Jeder todte Buchstabe der Außenseite leuchtete und schien lebendig; und ihr Inhalt war voll Klarheit. Daneben lag eine frischere Arbeit. Ein Gedächtnißbüchlein, von Recha's Geburt an

geführt; und ein Sonnenstrahl glänzte auf der feuchten Tinte, wie wenn ein Engel des Lichts des Kindes Namen und die Gutthat des Pfarrers zu Buche getragen.

Der Erzpriester stand in seinem Garten an der nämlichen Stelle, wo ihn ein Jahr vorher Frau von Wahl fand. Es giebt eine Stetigkeit des Zufalls, die immer auf einen Charakter hinweist, der ihn beherrscht. Philibert, der geistliche Gärtner, pflückte Feigen von dem Baume, der dies Jahr reiche Früchte getragen; die schönsten pflückte er in ein Körbchen für die Tafel der Frau von Wahl.

In der Kirche ward die Festmusik probirt, mit Paukenschall und mit Gesang nach alter Weise. Auf neue Stücke zu denken, wäre dem Cantor nicht eingefallen. „Singet und spielet dem Herrn in Eurem Herzen!“ dachte dieser Meister seiner Orgel und wußte Ausdruck dafür. Das Lob Gottes ist eine uralte Tonart. Die Morgensterne sangen es schon Jahrtausende vorher, ehe David seine Harfe stimmte.

Frau von Wahl ging mit dem Obersten, der vor einer Stunde angekommen war, hinaus in das Feld spazieren. Er hütete sich, stark aufzutreten, als ob die zarte Gestalt an seiner Seite davon aufschweben würde. Schon in ihrer frühesten Jugend hatte ihm ihr federleichter Gang so gut gefallen, daß sein Herz mit diesem vergänglichen Reize davon lief. „Deßhalb habe ich meiner Liebe auch nachsehen müssen!“ sagte der Oberst einst in komischer Wehmuth, wie vorwerfend, zu sich selbst.

Vielleicht war Frau von Wahl damals nicht liebenswürdiger gewesen, als jetzt in dieser ätherischen Blässe, in diesem stillen Blicke, der vor sich hin sah. Hier und da war ein Halm am Wege verstreut, Vögel pickten geschäftig am

Nachtische der Ernte, und ein unabsehlicher Garbenberg, der Ueberfluß voller Scheuern, warf seinen gesegneten Schatten über die goldne Fläche. Gewiß dachte die liebreiche Seele der Frau von Wahl, wie viel der Armen hiervon zu sättigen wären.

„Welch ein himmlischer Abend!“ sagte sie mit noch schwacher Stimme. „Mir däucht, ich hätte ihn niemals schöner genossen. Wer seinen Fuß vom Ufer des Todes zurückgezogen hat, trinkt Leben im tiefsten Sinne mit jedem Odemzuge. Diese klare Luft stärkt mich wie Wein.“

„Auf ihre Gesundheit, gnädigste Frau!“ sprach der Oberst bewegt; „das Herz ist mir zum Ueberlaufen voll. Gott sei gepriesen, der Sie uns erhalten hat!“

Frau von Wahl erwiederte: „Genesung ist ein unaussprechliches Gefühl, und doch wäre ich recht gern gestorben“ — der Geist ihres Lächelns bei diesen Worten war nicht von dieser Welt.

Der Oberst sah traurig aus. „Oh, wertheste Freundin,“ sagte er mit dem Tadel der Verehrung, „was in aller Welt könnte Ihnen den Tod lieb machen? Ich würde meine Schwiegermutter im Grabe hassen, oder vielmehr beneiden, wenn sie daran Schuld wäre. Sie wandeln ja wie ein Engel auf Erden — der Himmel muß Ihnen bleiben. Wozu nun diese Eile? als ob es weiter nichts wäre! Ist es Ihnen denn so ganz egal, ob die Ihrigen einen unersetzlichen Verlust erleiden! Es hängt noch viel von Ihnen ab, es liegt noch Glück in dieser Hand.“ —

Frau von Wahl schwieg und hielt, in die Ferne blickend, die Hand vor ihre Augen. „Sehen Sie doch, dort blitzt

etwas über die Straße. Sollte es wohl der Wagen des Generals sein?"

„Nein," antwortete der Oberst, „wenn ich richtig unterscheide, so ist es ein Herr von Korbmacher — um mit den Wienern zu reden, ein flinkes Fuhrwerk, worauf mindestens ein Dutzend blanker Körbe geladen sind. Diese Verwechselung, gnädigste Frau, dürfte als ein günstiges Omen für meinen Freund erscheinen, wenn sein Schicksal nicht bereits entschieden wäre." Der Oberst lachte.

„Ich merke, die Furcht steckt an," sagte Frau von Wahl mit einem aufathmenden Seufzer. „Es ist wie im Kriege, wo jede unschuldige Weide Schrecken einjagt. Ein Kind fürchtet sich nicht so vor der Ruthe, wie ein Mädchen vor einem Freier, dessen Näherung zur Strafe wird. Wollen Sie mir wohl eine Frage erlauben, Oberst?"

„Tausend für Eine!" erwiederte er, „nur möchte ich später um das gleiche Vorrecht bitten. Nun, meine verehrteste Freundin?"

„Wie kommt es denn," sagte Frau von Wahl, und ihre biegsame Stimme gab der Verwunderung, die in diesem Vorwurfe lag, einen schmeichelhaften Ton, „daß Sie, bei Ihrer Offenheit, bei Ihrem Muthe, diesem General Grandson nicht längst schon jede Hoffnung auf Therese benommen haben?"

„Ja," versetzte der Oberst, „das würde ich unfehlbar gethan haben, wenn der General sich auch nur mit einer Sylbe gegen mich erklärt hätte. Auf eine bloße Vermuthung hin mochte ich ihn nicht vor den Kopf stoßen. Denn Sie müssen wissen, Theuerste, daß der Mann in nichts so sensibel ist, als im Punkte eines Heirathsgedankens. Und

dieses butterweiche Häutchen, darunter das Leben pulsirt, verhärtet nicht etwa bei zunehmenden Jahren! — eher vertrüge ein junger Mensch einen Puff. Der muthigste Mann ist feig in dieser mißlichen Sache, selbst in die Seele eines Andern. Deßhalb habe ich oft gedacht, welch' eine Wohlthat, wenn diese Herzenspein uns erlassen wäre; wenn die Damen, die uns was aufzurathen geben, unsere Wünsche erriethen und ihrem Gefangenen das Leben schenkten, ohne daß diese ein Wort verlieren dürften und — und" —

„Selbst würben?" fiel Frau von Wahl ihm lächelnd in die Rede. — „Selbst würben!" wiederholte der Oberst scherzhaft: „Sie haben es ausgesprochen. Nicht Jede dürfte das, versteht sich; aber jede Beste! Es gäbe tausend glückliche Ehen mehr. Der Irrthum ist weit öfter auf Seiten des Mannes. Es giebt Umstände" —

Ein flüchtiger Blick der Frau von Wahl streifte ihren Begleiter. Sein Gesicht glühte im Abendschein; es war nur der Schatten eines Blickes — dennoch entging ihr nicht, daß, als der Oberst inne hielt, ein ängstliches Lauschen auf seinen Lippen schwebte. Sie sprach: „Die Natur aber irrt nie! Ein Mann, der die Stärke nicht hätte, seine Liebe zu äußern, mag sich vielleicht kaum selbst gestehen, daß diese Liebe nicht ganz in der Ordnung ist. So kommt er, wie billig, an eine verschlossene Thür. Liebende, wahrhaft Liebende wissen niemals, wer zuerst liebte, und selten, wer zuerst geredet hat. Doch gebe ich Ihnen Recht, daß es Umstände giebt, unter denen es erlaubt wäre, daß ein Weib wirbt. Ich selbst bin in dem Falle dieser Ausnahme." —

„Sie selbst, gnädigste Frau!" stammelte der Oberst und seine Schritte stockten. Frau von Wahl faßte seinen Arm,

indem sie mit hinreißender Freundlichkeit sprach: „Geben Sie meinem Sohne Ihre Tochter! so vereinigen wir unsere Wünsche in dem Glücke unserer Kinder. Die Beiden lieben sich herzlich. Nicodem ist ein sehr redlicher Mann, und Therese wie für ihn geschaffen. Nun, warum denn so verstummt, lieber Oberst? Sie wissen nunmehr, was der Antrag einer Frau sagen will. Besser ist's doch wohl, es bleibt bei der alten Einrichtung. So wie wir auch die alten, guten Freunde bleiben?"

„Ich weiß nunmehr" — hallte der Oberst, das Echo seiner Freundin. Sein starres Erstaunen glich eben so der Bestürzung als der Freude. Er bückte sich, küßte ihre Hand und sprach: „Ich weiß, ich wußte immer, daß Sie ein Engel sind. Mein Kind wird eine Mutter an Ihnen haben"—

Frau von Wahl empfand, daß ihre Finger, die eiskalt waren, weil alles Blut zum Herzen gedrungen war, warm betropft würden. Sie kannte die Quelle dieser tiefen Rührung; ihre Stimme wankte daher, als sie antwortete: „Mir schwillt das Herz im Busen, wenn ich bedenke, wie sich dies Alles so und nicht anders hat fügen müssen. Da einer Mutter das Glück ihres Sohnes theurer ist, als das eigene, so fühle ich den ganzen Werth Ihrer Einwilligung und mich Ihnen unauflöslich verbunden. Die Freundschaft, diese Ehe der Seelen, wird auch im Himmel geschlossen. Nicht wahr, lieber Oberst?"

„Ewig! ewig!" sprach der Oberst, auf das innigste ergriffen. Er hielt ihre Hand fest in der seinen, und schweigend wie Eheleute gingen sie dem Schlosse zu.

Der schönste Morgensegen des Sonntags ward nunmehr einem glücklichen Brautpaare zu Theil. Zugleich erhielt Frau von Wahl die rührendsten Beweise der Theilnahme und Freude an ihrer wiedergeschenkten Gesundheit. Nun ging es in die Kirche. Der Pfarrer redete davon, und Flammen schienen auf seiner Zunge zu schweben, wie die Kinder der Welt und ihrer Weisheit, die Wahrheit, das Licht des ewigen Tages, im Dunkeln mit der Laterne suchten und Scheu trügen vor den Menschen, was selbst an Nicodemus, dem Edlen, dem Freunde Gottes, augenscheinlich geworden sei. Als er sprach: „So Viele gehn umher und suchen, und suchen doch das Rechte nicht,“ lächelte Nicodem zu Therese hinüber. Die Beziehungen der Liebe reichen auch an das Höchste, die Liebe ist ja das Band der Vollkommenheit.

Nach Tische sollte nach Vorke gefahren werden; doch zuvor war bestimmt, daß die beiden liebenden Erben um das vermachte Gut loosen würden, im Beisein des Erzpriesters, des Executors Testamenti, in Betreff dieser Clausel im letzten Willen der Madame Jagemann. Der kleine, silberne Becher, das Geschenk Dillon's, war dazu aufgesetzt. Es wurde viel über Verloosung gesprochen, im Allgemeinen wie ins Besondere. Nicodem gedachte seines Freundes Thevigny, des herrnhutischen Malers, und erwähnte seiner. Der Oberst hatte noch ganz veraltete Begriffe von den Eheloosungen der Gemeine, welche sein künftiger Schwiegersohn mit Grund zu berichtigen wußte, indem er versicherte, von Thevigny gehört zu haben, wie nur in zweifelhaften Fällen die Entscheidung der Wahl dem Loose anheim gegeben werde. Darauf sprach Frau von Wahl: „Wenn jeder Herrnhuter redlich glaubt, ‘ein Loos fällt nur, wie Gott es will und jedenfalls ihm

auf das lieblichste, so bin ich eine leibhafte Schwester dieser ehrwürdigen Verbrüderung.“

„Und ich glaube,“ setzte ihr Sohn hinzu, „daß Wünsche, starke Wünsche das Zufällige in unsere Gewalt geben und die Kraft haben, unser Schicksal zu lenken. Wenn Rahel daher sagt: Gute Wünsche können auch Etwas, so bin ich völlig ihrer Meinung. Wir werden sehen, daß Therese gewinnt.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ fiel der Oberst ein, „das ist eine kleine Freigeisterei von der gelehrten Jüdin. Die Frau des Jacob, die den ägyptischen Minister zur Welt brachte, dachte ohne Zweifel demüthiger. Wenn Wünsche die Welt beherrschten, so wäre sie das größte Thorenhaus.“

Frau von Wahl äußerte: „Wahrscheinlich will jene bestrittene Meinung nichts anderes sagen, als daß der Wille Gottes sich in den reinsten Wünschen der Menschen ausspricht.“

Der Oberst sprach: „Sie fromme Seele! das ist eine Uebersetzung, ganz in Ihrem Styl. — Ja, das ließe ich mir gefallen. Schon der Wille eines Menschen ist ein geborner Prinz Regent. Es kommt Alles auf Consequenz an.“ Frau von Wahl lächelte unmerklich.

Therese gewann wirklich. Nicodem umschlang sie und sprach: „Jeder echte Gewinn sieht wie Verlust aus, mein theures Mädchen! Wer ist glücklicher als ich? Wenn Du zum Sommer auf das Gut ziehst, dann besuche ich meine liebste Freundin an demselben Orte, an den mich die frohesten Erinnerungen der Freundschaft knüpfen.“

„Nein, nein!“ antwortete Therese, entwand sich seinem

Arm und blickte ängstlich nach Frau von Wahl hinüber, als dürfe sie einen Titel, der nur Dieser gebühre, der liebsten Freundin ihres Verlobten, nicht entziehen. „Wir lassen Vorke bei seinem Werthe und bleiben bei unserm Liebmütterchen, so oft wir auf das Land kommen; ich aber lasse mich nicht darauf ein, es zu verwalten. Eine Gutsfrau zu sein, daran liegt mir nicht viel, eine gute Frau möchte ich werden, und diese trennt sich nie von ihrem Manne."

„Was habt Ihr denn, Kinder?" fragte der Oberst.

„Therese will Ihr Erbgut nicht in Besitz nehmen," erwiederte Nicodem. Er sprach diese Klage mit Entzücken aus.

„Nun, so nimm mich zu Deinem Amtmann an, Tochter," entgegnete Jener; „ich nehme meinen Abschied und sehe künftig, statt der Säbel der Husaren Sicheln blinken, wenn ich zu Felde ziehe. Du setzest mich dann gleichsam auf Pension und theilest Deine Besuche zwischen Vater und Mutter."

„Oh Vater!" rief das Mädchen und hing an seinem Halse. Frau von Wahl war leise erröthet.

Nach bald aufgehobener Tafel ward nach Vorke abgefahren, denn die fleißigen Landleute haben einen zeitigen Nachmittag und können ihre Freuden weniger erwarten, als Vornehme, denen der Genuß des Vergnügens sich so verspätet, daß er nur zu oft ganz ausbleibt. Was im Schlosse lebendigen Odem hatte, wollte dieser Festlichkeit beiwohnen, nur der alte Heinz blieb als Hüter daheim. Der Erzpriester hatte das Mitfahren abgelehnt, weil ein schwer Kranker seines Beistandes bedurfte. Das Dorf war wie ausgestorben.

Alles zog im warmen Herbstsonnenschein des Weges nach Borke; denn es fand ein nachbarlicher Zusammenhang zwischen beiden Gütern Statt. Selbst die ältesten Mütterchen thaten es den jungen Dirnen zuvor, und der Sommer, der ihr Sinnbild ist, flatterte vor ihnen her.

Jene Sonntagsstille, worin vielleicht grade bei dem schönsten Wetter — ein tiefer Reiz ländlich abgeschiedener Ruhe liegt, war über den Bezirk des Schlosses ausgebreitet. Der Hof war wie gefegt, nur ein kranker Jagdhund lag in der Sonne. Bei der Abfahrt hatte der Oberst ihn gestreichelt und gesagt: „Armer Hanno, es wird nun bald an Deinem Grabe geschossen werden, das heißt, sie werden Dir die letzte Ehre geben und Dich erschießen."

Hanno blinzelte nicht einmal bei diesem Todesurtheil, er schien, wie nichts zu fürchten, so auch nichts zu begehren, als diesen erquickenden Strahl.

Es mochte um die fünfte Stunde sein, da lüpfte Hanno die langen Behänge der Ohren und schlug an. Wie der Pfeil von der Sehne fliegt, so sauste ein Wagen auf den Hof, ein stattlicher Mann sprang heraus, sein Schritt wiederhallte in der öden Stille ringsum. Das Schloß war verschlossen. Die Leute des Generals — er war es, meine Leser — suchten Jemand, der ihnen Auskunft gäbe und fanden endlich den Heinz. Auf ihr ungestümes Fragen antwortete er verdutzt: „Es ist Niemand zu Hause. Nur wir Beide, der Hanno und ich."

Die Bedienten mißverstanden diesen bescheidnen Plural. In roher Hast schüttelte ihn der Eine und sprach: „Nun so schaffe uns den Hanno, denn mit Dir, alter Dümmling, ist nicht viel zu reden."

Heinz fing an zu zittern und zu zagen; er fürchtete, sie würden den kranken Hund umbringen, und so brachten sie kein Wort mehr aus ihm heraus.

Der General stand an der Schwelle seiner Wünsche und überlegte zweifelhaft, wie er hier entschiedenes Unglück hätte, grade hier! „Das erste Mal, als ich in dieser Absicht hierher kam, lag die Frau vom Hause im Sterben, und jetzt finde ich Alles wie ausgestorben.“ Seine Bräutigamsgefühle kühlten sich bei diesem Gedanken bedeutend ab, trotz der anhaltenden Wärme dieses schönen Tages. Aber der General besann sich, daß er ja mit dem Erzpriester habe sprechen wollen, ob vielleicht noch ein Ankauf von Vorke einzuleiten wäre. Er wußte, daß der Pfarrer in der Sache beauftragt gewesen und wie viel in der Familie von Wahl das Wort dieses Mannes gelte. Und rasch trat er den Weg zu ihm an. Als der General an den Garten der Pfarre gekommen, ward die Stille noch stiller! Er hätte die Schläge seines Herzens hören können. Der Unruhe ungeachtet, in der er sich befand, fesselte ihn die Ordnung, die hier herrschte, auf einige Augenblicke. Jede Ordnung hat etwas Rührendes in ihrem Anblicke; es ist, als ob der Geist, der darin athmet, sichtbar würde. Bei dem Eintritte in ein wohleingerichtetes Zimmer denkt jeder Nachlässige unwillkürlich zuerst an das seine; ein leiser Schauder der Verehrung beschleicht ihn, er findet das Gefällige der Regel aus, schämt sich der wüsten Neigung, die ihr hier zum stillen Vorwurfe wird, und, wenn auch unbewußt, verspricht er sich zu bessern. Wenn ein Wüstling jemals einen aufrichtigen Blick in sein Leben wirft, so geschieht es in einem Garten wie dieser, zumal im Herbste. In welcher reizenden Mannigfaltigkeit blühten noch unzählige Blumen, frühlingsfrisch

voll und unberührt von einem entblätternden Hauche! als hätte eine keusche Hand über ihnen gewacht, und als wurzelten sie in heiligem Boden, gleich jenem wunderbaren Rosenstocke am Dome zu Hildesheim, der Jahrhunderte hindurch die Gläubigen erfrischte.

„Welch ein Segen an den edelsten Früchten! Hier hat wohl nie ein Wurm genagt“ — dachte der General, als er zwischen diesen Bäumen einher ging. „Wahrlich, dieser Garten ist ein kleines Paradies. Was ist so ein Pfarrer für ein glücklicher Mensch“ — der General schloß mit einem tiefen Seufzer, denn der Stand der Unschuld lag hinter ihm. Doch mit plötzlicher Freude, als hätte er nun dennoch eine Sünde ertappt, erblickte er ein kleines Mädchen, das sich furchtsam hinter einen Baum verkroch. Das Kind würde einem Engel zu vergleichen gewesen sein, wenn es nicht betrübt und verweint ausgesehen hätte. Der General stand jetzt in voller Größe vor dieser winzigen Gestalt, und die Kleine richtete in aller Unschuld einen Blick auf ihn, der sein stolzes Herz bezwang. Nichts ist ergreifender, als der Anblick eines schönen traurigen Kindes. Es benimmt jede Kraft, zu denken, daß das Zarteste und Schuldloseste auf Erden leiden muß.

„Wer bist Du, mein Kind?“ fragte der General.

Recha seufzte und schwieg, und trat noch mehr zurück. „Gehörst Du hier in dieses Haus? Fürchte Dich nicht, hübsche Kleine!“ Das Kind nickte und sprach mit leiser, süßer, blöder Stimme: „Thust Du mir nichts, Herr Officier?“

„Nein, gewiß nichts!“ versicherte der General, „komm nur hervor! Willst Du dies einmal sehen?“ Er rührte seine

Orden an, da er bemerkte, daß des Kindes Augen neugierig daran hingen.

Recha ließ sich vom General in seine Arme fassen und an die Brust heben. „Eine schöne Mutter, liegt die auch im Grabe?“ lispelte Recha, indem sie die rothe Einfassung des Sankt Annenbildchens betastete.

„Wo ist Deine Mutter?“ fragte der General.

„Bei dem himmlischen Vater!“ antwortete das Kind mit einem Lächeln, welches diesem harten Manne wie ein Schwert durch seine Seele drang. „Warum weintest Du denn aber, meine Kleine?“ fragte er und liebkosete dem kleinen Mädchen.

„Sie haben mich allein gelassen“ — sprach Recha wehmüthig, — „und — und als ich auf den Kirchhof wollte, stand ein großer schwarzer Zottelhund und sah mich an.“

Der General lächelte. Ein Erbarmen war in seiner Seele, was er nicht weglächeln konnte. „Und da fürchtetest Du Dich vor dem Pudel?“ sagte er und griff ein schwarzes Sammtbändchen an, das um den blüthenweißen, zarten Hals gebunden war. „Da hast Du ja auch wohl schon einen Orden? Du, kleine Heldin, Du!“

„Ach, der ist nur ganz schlecht — das hat ein kleines Gehänge, es ist nicht viel daran“ — sprach die Kleine, und Kinder sprechen wahr. Es zog an dem Bande, ein goldner Ring war daran geknüpft, den es dem General vorhielt. Mit Entsetzen faßte der General ihn in die Augen, der Ring erweiterte sich vor seinem Blicke, der Ring des Saturn wäre ihm nicht größer vorgekommen; jeder der kleinen, erloschenen Buchstaben seines Namens, wie mit Flammen eingebrannt, tödtete ihn. „Wer bist Du, Kleine?“ rief er jetzt

in einem andern Tone als vorhin. „Recha,“ stammelte das Kind und strebte von seinem Arme hinweg.

„Rächen, gerechter Gott!“ sprach der General völlig außer Fassung. „Wo sind Deine Verwandten?“ Das Gewissen, dies Schlafstübchen des Herzens, hatte sich aufgethan, die Sünden seiner Jugend waren erwacht und ließen nichts deutlich mehr verstehen.

„Werde den Manasse fragen“ — sagte die Kleine ängstlich, um nur fort zu kommen.

„Manasse, das ist wohl ein Jude?“ fragte der General, und sein Herz bebte bei der Frage.

„Oh, ein gar guter! der wird Dir nichts zu Leide thun“ — versicherte Recha und lief wie ein gescheuchtes Reh der Gartenthüre zu. Der General hinter ihr her, als dürfe er ihre Spur nicht mehr verlieren. Athemlos stürzte das Kind auf einen Greis zu, der als ein Patriarch der Grabeswelt erschien, und rief: „Manasse, hab' ich Verwandte?“

„Ach, Kindlein, was frägst Du doch?“ antwortete der Rabbiner mit dem Schmerze der Weissagung, Du mußt zum Holze sagen: Du bist mein Vater, und zum Steine: Du hast mich gezeuget. Du gehest auf dem Acker der Waisen, aber der Herr behütet Deinen Fuß.“

Der General wollte im heftigsten Verlangen eben seinen Mund aufthun, da trat der Erzpriester in die Pforte und gab ihm eine Auskunft, darüber er verstummte. Am Schlusse sagte der General: „Was suchte ich hier? — eine Braut — ein Gut, und was habe ich gefunden? ein Kind. — ein

Grab, eine ewige Schuld!“ Er drückte dem Pfarrer bewegt die Hand.

Therese war die Aehrenbraut, und die Gemeine von Vorke brachte mit der beflitterten Erntekrone, worauf die Insignien des Feldbaues im kleinsten Verhältniß angebracht waren, ihrer jungen Herrschaft die erste Huldigung dar.

Als nach herkömmlicher Weise die schmetternde Lust der Oboen und Schalmeien durch ein kurzes, geistliches Lied unterbrochen wurde, und der Schulmeister den üblichen Gesang anstimmte: „Nun preiset Alle Gottes Barmherzigkeit! Lob' ihn mit Schalle, wertheste Christenheit!“ genügte die versammelte Gemeine diesem Aufrufe so vollstimmig, daß die stille Sonntagsluft lauter Wiederhall ward.

Frau von Wahl schwamm in Freudenthränen und ließ das Trauern sein. Nicodem sah tausend Engel schweben — dem Obersten war wohl, wie dem Fisch im Wasser.

Bei der Nachhausekunft fand man den General und die kleine Recha auf seinem Schooße. Therese fand daher keinen Grund, sich vor ihm in Acht zu nehmen. Im Uebermuthe dieses sichernden Gefühls und ihres bräutlichen Glückes, bat sie sogar den General, die Jagdzeit künftig in Vorke zuzubringen, und Nicodem fürchtete nicht, daß sein Nebenbuhler ihm ins Gehege kommen werde. Ein ängstender Mitbewerber, der sich urplötzlich in einen beruhigenden Großpapa verwandelt hat, ist dieses Vertrauens von Seiten des Bräutigams und solcher Gunst eines Mädchens schon würdig. —

Frau von Wahl, noch nicht frei von der Schwäche, die ein Nachlaß ihrer Krankheit war, und sehr angegriffen

von den erschöpfenden Eindrücken dieses Tages — fühlte, wie sie einiger Augenblicke des Alleinseins bedürfte, um sich zu erholen, und schlich sich hinauf in ihr Zimmer. Ein schwacher Schein der Abendröthe erhellte es noch. Ein Fenster stand offen, Frau von Wahl vernahm bei ihrem Eintritt ein leises Rauschen, wie wenn ein Geist sie anwehete. Der Wind bewegte einen seidnen Vorhang an der Wand, der zuvor nicht da gesehen worden.

Frau von Wahl zog mit zitternder Hand an der goldgewirkten Schnur und bebte mit einem leisen „Ach!" zurück. Madame Jagemann, zum Leben gemalt, oder besser zum Sterben, sah ihre Freundin leibhaftig mit stillen Blicken an. Sie saß auf einem Wolkenwagen, in demselben Anzuge, den sie zur Stunde ihres Abschieds getragen. Unverwelkliche Blumen blühten um sie her; auch das Kissen fehlte nicht, was Frau von Wahl ihr hatte verehren wollen — und die Vollendete lehnte ihren Arm darauf, zum Zeichen vielleicht, daß wir selbst im Himmel nicht ohne die Stütze der Freundschaft sein werden.

Nicodem hatte mit dieser Ueberraschung das Herz seiner Mutter getroffen. „Gott, wie so ähnlich!" sagte Frau von Wahl unter Thränen; „welche Wahrheit in diesen Zügen, wie trefflich ist die Seele darin aufgefaßt! Dasselbe milde Lächeln um den Mund, als spräche er; in diesem Lächeln spricht sich Alles aus, Charakter — Wohlwollen — Nähe" — — in diesem Augenblicke sang das Vögelchen, welches Madame Jagemann einst mitgebracht hatte, in jener Tonweise aus der weißen Dame: „Ich bin hier, um Dich zu sehen!" und endigte mit dem bewußten Triller.

Ein Schauer flog über die schwachen Nerven der Frau von Wahl. Sie empfand, daß sie ihre Freundin nicht verloren habe, daß man einen Freund nie verlieren könne. — „Alles Uebrige gehört der Zeit an" — dachte sie und blieb lange in tiefen Gedanken vor diesem Bilde. Doch jetzt lassen wir den Vorhang fallen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 80

Hannover 1844

P.o.germ. 571 s-75/80
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014617-2